

BS
670
R73

Rogge.
D. indische
Benz
im
N.J.

Class

Book

University of Chicago Library

GIVEN BY

Ex. Am Jour of Theol.

Besides the main topic this book also treats of

Subject No.

On page

Subject No.

On page

Der irdische Besitz

im

Neuen Testament.

Seine Beurteilung und Werthschätzung durch Christus
und die Apostel.

Don

Christian Rogge,
Marinestationspfarrer in Kiel.



Göttingen

Vandenhoef & Ruprecht

1897.

BS670

R73

Inhalt.

	Seite
I. Jesus Christus	1
1. Einleitung	1
2. Die Quellen	9
3. Jesu Verhalten zu reich und arm	18
4. Aussprüche Jesu über den irdischen Besitz	48
II. Die Apostel	68
5. Die Urgemeinde in Jerusalem	68
6. Die palästinensischen jüdisch-christlichen Gemeinden. Jakobus	77
7. Die sozialen Verhältnisse der heidenchristlichen Gemeinden	87
8. Der Apostel Paulus	94
9. Johanneische Schriften	117
Schluß	119



1. Jesus Christus.

1. Einleitung.

ie Frage nach der Stellungnahme des Herrn zum irdischen Besitz ist für die wissenschaftliche Behandlung zum ersten Male durch Ernest Renans „Leben Jesu“ eine brennende geworden. Dieses Buch verdankte seinen großen litterarischen Erfolg hauptsächlich seinem Liebäugeln mit modernen Gedanken. Jesus ward zum Sozialisten, Kommunisten, ja Anarchisten¹⁾ gestempelt, der mit großem Idealismus und noch größerer Naivetät seine „galiläische Weltanschauung“ „mit sozialistischer Färbung“ und seine „seltsamen volkswirtschaftlichen Grundsätze“ zum besten gab. Seine Lehre sei der „reine Eblonitismus“ gewesen, d. h. die Lehre, „daß die Armen (ebjonim) allein zum Heil gelangen und zur Herrschaft kommen sollen.“ „Dem Reichen verzieh er nur, wenn der Reiche infolge irgend eines Vorurteils bei der übrigen Gesellschaft schlecht angeschrieben war.“²⁾

In Deutschland hat diese Seite der Darstellung Renans kaum eine besonders eingehende Abfertigung gefunden, zum Teil weil damals der Sozialismus bei uns noch wenig gekannt und beachtet wurde. Vor allem aber lenkte das Werk von D. Strauß den Streit auf weit wichtigere, für den Glauben bedeutungsvollere Gebiete, und forderte dadurch eine viel ernstere Berücksichtigung als die durch ihre Trivialität sich selbst richtenden Phrasen des glatten Franzosen.

Unter den deutschen Forschern tritt Reim wohl am entschiedensten Renan entgegen. Ihm gelten in seiner „Geschichte Jesu von Nazara“ alle die Stellen, in denen Jesus als Patron der Armen erscheint,

1) Citate nach Vie de Jésus. 12. Aufl. Paris 1864. S. 92. Jésus à quelques égards, est un anarchiste, car il n' a aucune idée du gouvernement civil. Ce gouvernement lui semble purement et simplement un abus. —

2) a. a. D. S. 122. 124. 128. 134.

lediglich als eine „Verzerrung“ einer „späten jüdelnden Quelle des Lukas.“¹⁾ „Offen geredet, diese Pauperismus-Predigten sind im höchsten Grad aufstößig, das gerade Widerspiel der Lehre Jesu.“ Keim geht hierin so weit, daß er selbst Gleichnisse wie die vom ungerechten Haushalter und vom reichen Mann und armen Lazarus²⁾ schlechtweg für unecht oder doch wenigstens für so überarbeitet erklärt, daß niemand mehr den echten Kern erkennen könne. Es ist „mit solchen Lehren die Lehre Jesu auf den Kopf gestellt und man hat nur die Wahl, die Selbstauflösung des Lebens Jesu oder aber die Verwerfung dieser ungeschichtlichen Sprüche einer schon krankhaft ausgearteten christlichen Frömmigkeit zu beschließen.“³⁾ Nach Keim kann von einem „Patronat der Armut“ bei Jesu keine Rede sein. Eher schwankt bei ihm die Waage nach der andern Seite. „Jesus hat, sich gleichbleibend in den großen, weiten Grundfassen, bis zu Ende niemand ausgeschlossen, er hat unter den Unmündigen, welche er die Seinen nannte, jene Vermöglichen und Reichen immer mitgezählt, von deren Treue er, auch ohne Spolien zu fordern, recht eigentlich getragen war.“⁴⁾

Zwischen diesen beiden, einander scharf gegenüberstehenden Stellungen bewegen sich die übrigen Darsteller des Lebens Jesu, meist ungefähr die Mitte haltend. Meander und Schenkel, Weiß und Benschlag stimmen in dieser Frage grundsätzlich ungefähr überein. Jesus habe sich nicht dahin geäußert, daß die Reichen als solche von der Gemeinde Gottes ausgeschlossen seien; „lediglich hat er die Erfahrungsthatsache ausgesprochen, daß es den Reichen sehr schwer falle, die zum Eintritt in das Gottesreich erforderlichen Bedingungen zu erfüllen, nicht wegen ihres Reichtums, sondern wegen ihrer unrichtigen Herzensstellung zu den Gütern dieser Welt.“⁵⁾ Das ist ungefähr das Leitmotiv aller derartigen Ausführungen, die sich zwar vor schroffer Einseitigkeit hüten, aber andererseits auch die Eintönigkeit, diesen tödtlichen Fehler der sogenannten Biographien Jesu, nicht vermeiden. Die Fragestellung hält sich zumeist auf der von

1) Geich. Jesu v. Naz. Zürich 1871. II, 399. — 2) „Erhaben zu nennen, wenn der Grundgedanke nicht so störend wäre.“ a. a. D. II, 401. — 3) a. a. D. II, 400. — 4) a. a. D. II, 402. — 5) Schenkel, Das Charakterbild Jesu. 4. Aufl. Wiesbaden 1873. S. 419 Erläuterung Nr. 31: Jesus und der Reichtum.

Nenn und Reim vorgezeichneten Linie: Ist Reichtum Sünde oder nicht? Die Erörterung dieser Frage erfolgt im allgemeinen bei der Behandlung des jungen Reichen oder von Lukas Cap. 16, und die Darsteller begnügen sich meist damit, den oben dargestellten Grundgedanken breitzutreten. Daß hier für absehbare Zeit ein Wandel kaum zu erwarten ist, dürfte um so sicherer sein, als die bisherigen Darstellungen des Lebens Jesu gerade in unserer Frage fast allgemein bei jener Farblosigkeit angelangt sind, die mit der einen Hand schnell wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben hat, und der göttlichen, charaktervollen Frische des Bildes Jesu Christi in den Evangelien so völlig widerspricht.

Inzwischen hat sich die deutsche Theologie, in der Erkenntnis, daß gerade die wichtigsten Momente vom Selbstbewußtsein des Herrn in den bisherigen Darstellungen seines Lebens nicht zu ihrem Rechte und zur Klarheit kommen, von neuem der Bearbeitung einzelner Probleme aus der Gedankenwelt des Herrn zugewandt. Aus der bereits stark angewachsenen hierauf bezüglichen Litteratur können hier natürlich nur einzelne Werke herausgegriffen werden, die als Wegmarken für die Richtung dienen sollen, in welcher die Frage nach der Werthschätzung des irdischen Besitzes durch den Herrn neuerdings behandelt wird.

Da sei in erster Linie die kleine Schrift von Joh. Weiß genannt: „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes.“¹⁾ In dem erklärlichen Bestreben, gegenüber der landläufigen, matten und farblosen Behandlung der Worte des Herrn die „ganze eigentümliche Herbheit und Gewalt der Gedanken Jesu“ darzustellen, hat Weiß auf Grund überkünstlicher Quellscheidungen und mit reichlicher Zuhilfenahme des kritischen Messers das Bild des Herrn als eines gänzlich in apokalyptischen Erwartungen lebenden Schwärmers dargestellt. Aber er wirft dabei die Frage auf, was nun die Bedingung für den Eintritt in das Reich Gottes sei, welches Verhalten der Herr von denen fordere, die dem kommenden Reiche angehören wollen. Damit ist auch für unser Problem ein neuer Gesichtspunkt gegeben, unter dem es fruchtbringend behandelt werden kann: wie soll sich der Jünger Christi zum irdischen Besitze verhalten? Die Antwort auf diese Frage, die Joh. Weiß giebt, ist

¹⁾ Göttingen 1892.

freilich einseitig, wie seine ganze Schrift. Nach ihm ist bei Jesus das Geld „nur eine Fessel, die den Menschen an eine vom Teufel beherrschte und verdorbene Welt kettet, während er doch, frei von ihr, der neuen Welt entgegenwarten sollte.“¹⁾

Bouffet²⁾ hat diese Untersuchungen aufgenommen und von einem andern Gesichtspunkte aus durchgeführt. Bis in Einzelheiten der Ausdrucksweise hinein stark von Carlyle beeinflusst, schildert er den Herrn in der Art eines religiösen Helden. Dabei hebt er besonders die Züge hervor, in denen sich Jesus unterscheidet von den Anschauungen des Spätjudentums, dessen tote, der Welt völlig entfremdete Forderungen und Auffassungen überall als der dunkle Hintergrund für das Bild Jesu dienen. Da zeigt sich nun wohl im ganzen, wie sehr Meister Carlyle Recht hatte, wenn er für sich ablehnte, in dieser Weise Jesus zu behandeln. Besonders die fortwährend von Bouffet angewandte Kategorie des Unbewußten hält nicht stand vor der göttlichen Klarheit Jesu, aber gerade die Behandlung unseres Problems wird durch einen Blick in die Stimmung des Spätjudentums um einige interessante Züge bereichert. Auch nach Bouffet ist in Jesu Augen jeglicher Reichtum „zum mindesten als seelengefährlich“ zu verwerfen,³⁾ aber Jesu Stellung ist doch nicht so schroff wie bei Joh. Weiß. „Vor dem furchtbaren Ernst der Gegensätze Himmel und Hölle in dem zukünftigen Schicksal der Menschen schweigt alle menschliche Leidenschaft, mit herzlicher Begehrnt, voll Mitleid schaut Jesus auf die Reichen dieser Welt.“ Und schaut man gar auf das Spätjudentum mit seinem „blutroten Haß gegen die Reichen“, so erkennt Bouffet unumwunden an: „Eben jene Rehrseite, der Haß, die Nachsucht gegen die Reichen ist ganz und gar nicht vorhanden.“⁴⁾

Noch einen Schritt weiter als seine beiden Vorgänger geht Titius⁵⁾ in der Behandlung unsrer Frage, die er erörtert unter der Rubrik: „Die Seligkeit des ewigen Lebens im Reiche Gottes in ihrem Verhältnis zum Wert des natürlichen Lebens und seiner Güter.“ Titius stellt sich geradezu das Problem, zu untersuchen, „wie Jesus die natürlich-sittlichen Güter und Ordnungen des Lebens

1) a. a. O. S. 45. — 2) Jesu Predigt in ihrem Gegensatz zum Judentum. Göttingen 1892. — 3) a. a. O. S. 72. — 4) a. a. O. S. 46 f. —

5) Die neuest. Lehre von der Seligkeit, I. Freiburg 1895.

beurteilt hat,¹⁾ und kommt er dabei auch zu dem selbstverständlichen Ergebnis: „Unzweifelhaft steht Jesus dem Reichtum kühl bis aus Herz gegenüber“, so begrenzt er es doch sofort, „aber seine Forderungen sind ausschließlich religiös gemeint.“²⁾ Ja, er erkennt sogar an, daß die Stellung Jesu zum Besitz nicht lediglich eine negative war, indem er von einer rechten Verwendung des Reichtums im Sinne Jesu zu reden weiß, die von dem Almosenspenden sehr verschieden ist und „auch für die feinsten Bedürfnisse ein Auge hat, ja über jedes „Bedürfnis“ des Geliebten hinaus spendet.“

Ohne vorläufig materiell auf diese Ausführungen einzugehen, soll doch nochmals betont werden, daß alle diese letztgenannten Werke, wie die übrigen in gleicher Richtung geführten Untersuchungen dadurch einen großen Vorzug vor der durch Renan beeinflussten sog. Leben-Jesu-Litteratur haben, daß sie durch ihre Fragestellung eine weit nuanciertere Behandlung der Stellung des Herrn zum irdischen Besitz nicht nur zulassen, sondern fordern.

Mit diesen wissenschaftlichen Strömungen läuft eine praktische Bewegung parallel, die nach Umfang und innerer Bedeutung von größter Wichtigkeit für das ganze Leben und die Entwicklung unserer evangelischen Kirche geworden ist. Wir werden diese Bewegung trotz ihrer sehr verschiedenartigen Bestandteile (im engeren Sinn christlich-sozial, evangelisch-sozial, neuerdings auch kirchlich-sozial) am besten immer noch mit dem Gesamtnamen „christlich-soziale Bewegung“ bezeichnen.³⁾

Der litterarische Ausgangspunkt ist dabei, abgesehen von der Wichern'schen Denkschrift, das Buch von Todt: „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft.“⁴⁾ Todt lehnt es darin ausdrücklich ab, nur etwa von dem sozialen Geist des Neuen Testaments zu reden, behauptet vielmehr, „daß das Neue

¹⁾ a. a. D. S. 67. — ²⁾ a. a. D. S. 72 ff. — ³⁾ Göhre hat („die evang.-soz. Bewegung. Leipzig 1896) den Gesamtnamen „evangelisch-sozial“ vorgezogen. Aber sein Buch ist eine Partei-schrift, welche die von ihm vertretene Stellung als ein notwendiges geschichtliches Ergebnis der ganzen Bewegung darstellen will. Dabei kommt z. B. die Stöcker'sche christlich-soziale Bewegung zu kurz. Sie wird aus des Verfassers persönlichen Erfahrungen heraus als ein Durchgangsstadium in der Gesamtbewegung dargestellt, während sie eine vollkommen in sich abgeschlossene, aus ganz andern Quellen als die Göhre'sche Richtung gespeiste Strömung ist. — ⁴⁾ 2. Aufl. Wittenberg 1878.

Testament nicht nur allgemeine Grundsätze aufstellt, sondern daß sich bei genauerer Forschung auch wirkliche positive, konkrete Urteile und Vorschriften aus demselben für die Lösung der sozialen Fragen ableiten lassen.¹⁾ So verspricht er geradezu in der Frage, die uns hier beschäftigt, „eine Zusammenfassung der Lehren des Neuen Testaments, aus denen wir die Aufgabe des Staates, der Besitzenden und Besitzlosen erkennen.“²⁾

Stöcker, der durch eine Frage in der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung“ Todt zur Abfassung seines Buches angeregt hatte, ist den Übertreibungen Todts entgegengetreten. Er hat über das Verhältnis von Christentum und Volkswirtschaft „für immer wenigstens prinzipielle Klarheit geschaffen,“³⁾ und energisch auf den Unterschied zwischen Neuem und Altem Testament hingewiesen. „Das Neue Testament ist nicht für ein einzelnes Volk, sondern für die ganze Welt, nicht einer einzelnen Epoche, sondern allen Jahrhunderten gegeben. Eine soziale Gesetzgebung finden wir darin nicht; der Buchstabe der Säkung wird zum Geist. Aber in der Form des Geistes finden wir alle Grundsätze des N. Test. wieder, nur verklärt zu allgemeinen, menschen- und weltbeherrschenden Prinzipien.“⁴⁾ So ist das Evangelium „die größte soziale Macht, die je auf Erden gewirkt hat.“⁵⁾ „Es ist eine falsche Auffassung, wenn man sagt: aus dem Christentum könnten unmittelbare Verbesserungen geschöpft werden, aber es ist eine richtige Meinung, daß darin die gesunden Ideen für die Probleme der Gesetzgebung verborgen liegen.“⁶⁾ Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt Stöcker sehr oft die Stellung des Herrn zum irdischen Besitz. Jesus „sieht die Menschen wie Haushalter an. Und wenn es die Interessen seines Reiches erfordern, spricht er zu dem Fischer: Laß deinen Kahn, folge mir nach, und zum Zöllner: Laß dein Zollgeld und folge mir. Wie ein Souverän gebietet er über die Güter der Menschen. Eindringlich hat er seinen Jüngern und damit auch uns gesagt: Trachtet nicht nach Schätzen, welche die Motten und

1) a. a. D. S. 6. — 2) a. a. D. S. 8. — 3) Göhre a. a. D. S. 53 ff.
— 4) „Die Bibel und die soziale Frage“ in Christlich-sozial. 1. Aufl. Bielefeld 1885. S. 313. — 5) a. a. D. S. 317. — 6) „Die Bedeutung d. christl. Weltanschauung f. d. brennenden Fragen der Gegenwart“ a. a. D. S. 379.

der Kost fressen: — trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen. Wenn aber die Menschen sich daran versündigen, so ist er der furchtlose Heiland, der zu den Reichen sagt: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme, und die Apostel, ebenso streng in diesem Punkte, wie ihr Herr, rufen ein „Wehe“ über die Arbeitgeber, welche den Lohn abbrechen. So steht die Schrift zum Besitz und zur Arbeit.“¹⁾ Aber darüber vergißt Stöcker doch auch niemals: „Das Evangelium dient freilich allen, den Reichen wie den Armen; es könnte nicht Gottes Wort sein, wenn es anders wäre. Aber, so fährt er fort, es beweist den Mühseligen und Beladenen, den Armen und Verlassenen eine unvergleichliche Teilnahme.“²⁾

Weit über Stöcker hinausgegangen ist Raumann in seiner evangelisch-sozialen Zeit. Mit tiefer religiöser Glut und schroffer sozialistischer Einseitigkeit behandelt er die Frage nach der Stellung des Herrn zum irdischen Besitz. Bei ihm findet, wenigstens in seinen Schriften, eine völlige Verschiebung statt. Aus Jesus dem Heiland wird Jesus der Volksmann,³⁾ der Patron der Armen, wenn auch in ganz anderem Sinne als bei dem oberflächlichen Renan. Zwar die grundsätzliche Stellung hält auch Raumann fest, daß wir eine volkswirtschaftliche Theorie bei Jesus nicht suchen dürfen, „aber mit diamantener Schärfe hat er seine sittliche Stellung zum Mammon für alle Jahrhunderte gekennzeichnet. Seine Diener haben oft nicht gewagt, bei seiner Lehre zu bleiben, aber sie konnten jene Buchstaben nicht aus den Evangelien herauswaschen, in denen Jesus sich mit dem Reichtum auseinandersetzt. . . . In Jesus ist gar nichts vom Haß, keine Spur. Er ist ein Gemüt ohne alle persönliche Bitterkeit. Jeder Mensch, und wäre er reich wie Rothschild, ist ihm als Mensch gleich lieb. Er liebt die Reichen, er sehnt sich darnach, ihren Seelen zu helfen, aber er weiß, daß die Seelen erst frei werden, wenn sie bereit sind, ihr Gold von sich zu werfen. Aus seelsorgerlichen Gründen ist er gegen den Reichtum, und wo seine Nachfolger wirklich Seelsorge üben wollen, müssen sie ihm auch in dieser Hinsicht nachfolgen.“⁴⁾

¹⁾ a. a. D. S. 380. — ²⁾ a. a. D. S. 313. — ³⁾ Gött. Arb.-Bibl. Sept 1. 1896. Leitartikel der „Hilfe“ im Jahre 1896. — ⁴⁾ Gött. Arb.-Bibl. I, 4. j.

Schon diese kurze Übersicht zeigt, daß die Frage nach der Stellung des Herrn zum irdischen Besitz im Durchschnittspunkt mannigfacher wissenschaftlicher und praktischer Strömungen steht. Sie verdient demnach wohl auch einmal selbständig für sich nach den Grundsätzen wissenschaftlicher Methodik behandelt zu werden. In allen erwähnten Werken ist unser Problem im Zusammenhange eines ganzen wissenschaftlichen oder praktischen Systems behandelt worden. Da war die Frage nach Jesu Stellung zum irdischen Besitz stets sozusagen eine Probe auf die Richtigkeit des Exempels. An ihr als an einem einzelnen, wenigstens bei den wissenschaftlichen Arbeiten im Verhältnis nebensächlichen Punkte mußte es sich zeigen, ob die Auffassung des ganzen Problems richtig sei, und bereits unsere kurzen obigen Ausführungen dürften deutlich ergeben, daß man hie und da einige kräftige Schnitte nicht scheute, oder sich geistig farbenblind zeigte, um widerspenstige Stellen doch in das Gesamtbild einzupassen oder zu übersehen. Schon aus diesem Grunde ist eine gesonderte Behandlung unsrer Frage einmal dringend wünschenswert, ganz abgesehen von dem ungemeinen praktischen Interesse, das dafür vorliegt.

Gewiß ist es keine der centralen Fragen des Christentums, der hohen Fragen des Glaubens, die uns hier beschäftigt. Aber unter den ethischen Fragen, die für die Gegenwart Bedeutung haben, wüßten wir nur wenige, die ihr an Wichtigkeit gleichkommen. Zudem soll im rechten Christentum alles und jedes betrachtet werden im heiligen Geiste. Was sich aber in dessen Beleuchtung rücken läßt, hat immer etwas centrales, für das gesamte innere und äußere Leben des Christen bedeutungsvolles. Auch in der Stellung zum irdischen Besitz wird niemand Jesum seinen Herrn nennen können ohne den heiligen Geist.



2. Die Quellen.

Wer die vier Evangelien daraufhin durchmustert, welche Werthschätzung der Herr dem irdischen Besitze zukommen läßt, wird bald zwischen ihnen einen nicht unbeträchtlichen Unterschied bemerken. Am auffälligsten weicht auch in diesem Falle das Johannes-Evangelium von den Synoptikern ab. Schon der Umstand, daß Worte wie *θησαυρός*, *θησαυρίζειν*, *πλούσιος*, *πλουτεῖν*, *πλουτίζειν*, *πλοῦτος*, *πένης*, *πτωχεία*, *πτωχεύειν*, *πτωχός* (außer Joh. 12, 5. 6; 13, 29) überhaupt nicht im Johannesevangelium, und auch nicht in den johanneischen Briefen, vorkommen, ist bezeichnend genug. So bringt das vierte Evangelium in den Reden und Aussprüchen des Herrn so gut wie gar keine positiven Beiträge zur Behandlung unserer Frage¹⁾, während es in seinem geschichtlichen Stoff für das Verhalten Jesu gegenüber reich und arm einige wertvolle Fingerzeige aufbewahrt hat.

Aber auch die synoptischen Evangelien sind nicht völlig übereinstimmend in der Wichtigkeit, die sie, nach der Auswahl des Stoffes zu schließen, unserm Gegenstande beilegen. Am wenigsten von ihnen trägt Markus zu der Frage bei, welche Stellung der Herr zum irdischen Besitze einnimmt, und in dem, was er bringt, findet sich eigentlich nichts, was nicht auch Matthäus und Lukas böten. Getreu seiner Art, vor allem Thaten des Herrn zu berichten, in denen seine Macht und Kraft an den Tag kommen, treten, wie alle Aussprüche des Herrn, so auch die über den irdischen Besitz in den Hintergrund. Doch sind, wie überhaupt, so auch hier, die kleinen Abweichungen, die Markus, z. B. in der Erzählung vom jungen Reichen 10, 17 ff., bietet, manchmal bedeutungsvoll und der Beachtung wert.

Weit reicher ist der Stoff, den uns Matthäus aufbewahrt hat. Nicht umsonst finden wir bei ihm an wichtiger Stelle das

¹⁾ Joh. 12, 8 findet sich auch Matth. 26, 11; Mark. 14, 7.

Wort, daß den *πρωτοί* die frohe Heilsbotschaft verkündigt wird. In den Reden und Worten des Herrn, die uns das erste Evangelium überliefert, finden sich zahlreiche Beweise dafür. Größere Parteen der Bergpredigt, die Aussendungsrede und viele kürzere Aussprüche gehören hierher. Auch die Stoffe der Gleichnisse des Herrn sind vielfach aus dem wirtschaftlichen Leben genommen, und anderes mehr.

Aber dein reichhaltigsten Stoff für unsere Frage bietet auch noch nicht Matthäus, sondern unzweifelhaft das Lukasevangelium. Ja, es ist für diese Schrift geradezu charakteristisch, daß sie mit Vorliebe Stücke bringt, die das Verhalten des Herrn zum irdischen Besitze behandeln. Kaum irgend ein Ausspruch, der sich bei Matthäus und Markus findet, dürfte bei Lukas fehlen, dagegen bringt er oft die Worte der beiden in bereicherter oder zugespitzter Form. Außerdem behandelt Lukas in den ihm eigentümlichen Stücken vielfach hierher gehörige Themata. Die sozialen Stücke in der Predigt Johannes des Täufers, die Erzählungen, bezw. Worte und Gleichnisse vom Erbschichter, von den galiläischen Frauen, vom thörichten Reichen¹⁾, vom ungerechten Haushalter, vom reichen Mann und armen Lazarus, vom Phariseer und Zöllner, von Zachäus und zahlreiche einzelne Aussprüche sind uns nur durch Lukas überliefert. So kann man schon nach der Auswahl des Stoffes nicht mit Unrecht Lukas „den Sozialisten unter den Evangelisten“ nennen.²⁾

Noch mehr gilt das nach dem Gesichtspunkte, unter dem er den Stoff erzählt. Fast überall, wo wir Parallelstellen zwischen Lukas und Matthäus-Markus vergleichen können, finden wir bei Lukas eine Verschärfung des Gedankens in einem dem Besitze abgeneigten Sinn.

Das zeigt sich schon in einer Reihe kleinerer Zusätze z. B. Matth. 5, 42 *τῷ αἰτοῦντί σε δός* und Luk. 6, 30 *παντὶ αἰτοῦντί σε δίδου*, was dann noch 6, 35 verstärkt wird: *δανίσετε μηδὲνα ἀπελπίζοντες*; Mark. 6, 8 die Jünger sollen nichts auf den Weg nehmen *εἰ μὴ ῥάβδον*, dagegen (Matth.) und Luk. 9, 3 *μῆτε ῥάβδον*; bei Matth. und Mark. heißt es dem jungen Reichen gegenüber

¹⁾ Wir bleiben bei dieser Bezeichnung, anstatt der geschmacklosen und dem praktischen Leben fremden, wohl von B. Weiß erdachten „Vornbauer“.

— ²⁾ H. Holtmann. „Das Christentum als Evangelium der Armen“ in Protest. Kirchenzeitung 1894 Sp. 1057.

πώλησον ὅσα ἔχεις (bezw. τὰ ὑπάρχοντα), bei Luk. 18, 22 πάντα ὅσα ἔχεις πώλησον; bei Matth. und Mark. geht der Reiche fort λυπούμενος, bei Luk. περίλυπος; bei Matth. und Mark. besitzt er κτήματα πολλά, bei Luk. ist es πλούσιος σφόδρα.

Bedeutender als diese, immerhin geringfügigen und nur durch die Regelmäßigkeit, mit der sie wiederkehren, beweiskräftigen Abweichungen, sind die zahlreichen Stellen, bei denen Lukas gleichzeitig eine Veränderung oder mindestens äußerst scharfe Zuspitzung des Sinnes aufweist. Das geschieht vor allem in der ersten Seligpreisung, wo Lukas statt πτωχοὶ τῷ πνεύματι einfach πτωχοὶ hat und diese Auffassung des Herrnworts noch durch den Gegensatz: „Wehe euch Reichen“ (6, 24) verstärkt. Ähnlich verfährt Lukas, wenn er zu der Mahnung: Sammelt euch Schätze im Himmel Matth. 6, 19; Luk. 12, 33 noch hinzusetzt: „Verkauft eure Habe und geht Almosen.“ Auch 14, 33 (und, wenn auch in anderem Zusammenhang 22, 36) ist diese Forderung wiederholt, so daß Lukas damit allgemein verlangt, was die beiden ersten Evangelisten nur in einem besonderen Falle, beim jungen Reichen, fordern. Ebenso ist hierher zu rechnen die Steigerung im Gleichnis vom großen Abendmahl, wo bei Matthäus die Knechte die „Bösen und Guten“ (22, 10) zusammenbringen, während in dem ähnlichen Gleichnisse bei Lukas (14, 21) der Herr ausdrücklich befiehlt: „Führe hierher die Bettler und Krüppel und Lahmen und Blinden.“ Vielleicht hängt hiermit auch zusammen, daß bei Lukas die Erzählung von der Salbung in Bethanien mit dem Herrnwort: „Arme habt ihr allezeit bei euch“ durch die Geschichte von der großen Sünderin ersetzt ist.

Diesen Eindruck, daß Lukas dem irdischen Besitze gegenüber eine abweisendere Stellung einnimmt als die übrigen Evangelisten und die Armut an sich besonders hochschätzt, verstärken noch viele der oben bereits aufgeführten, ihm eigentümlichen Stücke und Stellen wie 1, 53: Er sättigt die Hungernden mit Gütern, und er schickt die Reichen leer fort; 14, 12 f. Lade zum Gastmahl nicht . . . reiche Nachbarn . . . sondern Arme und Krüppel . . . und du wirst selig sein, weil sie es dir nicht vergelten können . . . u. a. m.

Wir werden uns allerdings hüten müssen, unter dem Gewicht der angezogenen Stellen so scharfe Urteile zu fällen, wie Keim es von seinem spiritualisierenden Standpunkte aus thut. Ihm ist

das alles „platter Ebionitismus,“ dessen „neuen fränkcluden und verschrobenen Geist“¹⁾ er überall bei Lukas verspürt. Immerhin verzeichnen wir es als ein Ergebnis, indem wir der allgemeinen Zustimmung sicher sind, daß für das dritte Evangelium in der That eine gewisse Hochschätzung der Armut an sich und eine sehr geringe Einschätzung des irdischen Besitzes charakteristische Kennzeichen sind.²⁾

Zu untersuchen bleibt, wer die diesbezüglichen Aussprüche des Herrn dem Wortlaut, wie dem Geiste nach treuer überliefert hat, Lukas oder die andern Evangelisten. Von vornherein spricht gegen Lukas, daß er der jüngste unter den Synoptikern ist, aber für ihn, daß er sorgsam seine Quellen gesichtet hat (1, 1 ff.). Es wird demnach zunächst zu prüfen sein, ob die, sagen wir kurz, „ascetische Weltbetrachtung“³⁾ des dritten Evangeliums Lukas⁴⁾ selbst oder bereits seinen Quellen angehört. Natürlich wird diese Untersuchung unter der großen Unsicherheit, die allen Ergebnissen der synoptischen Forschung bis zur Stunde und für absehbare Zeit anhaftet, mit zu leiden haben, aber es ist für die ganze Behandlung unserer Frage und darüber hinaus in den praktischen Konsequenzen für das Verständnis der Sittenlehre des Christentums von grundlegender Wichtigkeit, daß hierin so weit wie möglich Klarheit geschaffen wird. Übrigens liegen gerade bei den hier in Betracht kommenden Quellen des Lukas die Verhältnisse im ganzen günstig.

Bis vor nicht allzulanger Zeit waren wohl die meisten Forscher der Ansicht, daß Lukas selbst es gewesen sei, der seinem Evangelium diesen eigentümlichen Charakter aufgeprägt habe. Wenn freilich Benschlag⁵⁾ das lediglich aus „einer, wie es scheint, individuellen Vorliebe für die Empfehlung freiwilliger Armut und selbstverleugnender Barmherzigkeit“ zu erklären sucht, so besagt diese Erklärung im Grunde gar nichts und hat auch keinerlei zwingende Beweiskraft, da uns aus den sonstigen spärlichen Nachrichten über Lukas schlechthin nichts bekannt ist, was auf diese „individuelle Vorliebe“ hin-

1) a. a. O. I S. 74 Text und Anm. 2. — 2) Weiß, Leben Jesu I, 83. Benschlag, Leben Jesu I, 94. Titius a. a. O. 77 xc. xc. — 3) Weiß, Leben Jesu I, 83. Holzhmann, Einleitung in d. N. Test. 1. Aufl. S. 380. — 4) Wo- bei vorausgesetzt wird, daß Lukas der Verfasser ist, eine Annahme, gegen die m. E. unüberwindliche Bedenken nicht vorliegen. — 5) a. a. O. I, 94 f.

weisen könnte. Derartige Verlegenheitsauskünfte verschleiern das Problem mehr, als sie es lösen.

Sachlich haben B. Weiß und H. Holtmann die Anschauung begründet, daß das dritte Evangelium seinem Verfasser auch seinen Charakter verdanke. Beide bringen zu diesem Zwecke, was Bey-schlag ablehnt, die Stellung des Lukas-Evangeliums zum irdischen Besitze mit seinem Paulinismus in Verbindung. Und zwar urteilt Weiß¹⁾: „es ist allerdings nicht spezifisch paulinisch, aber auch nicht im Widerspruch mit paulinischen Anschauungen und von Lukas gewiß als Konsequenz der Lehre des Paulus gedacht, wenn er so gern und so nachdrücklich die Gefährlichkeit des Reichthums und den Segen der Armut hervorhebt.“ Holtmann²⁾ glaubt sogar die Stelle des paulinischen Gedankenganges angeben zu können, bei der Lukas einsetzt, nämlich bei der Idee des Ausgleichs 2. Kor. 8, 13, 14, läßt aber auch gleichzeitig Lukas „schon ganz unter dem Einfluß einer sozialistischen Zeitströmung stehen, für welche gerade die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gleichmäßig heidnische, wie christliche Zeugnisse in Fülle bieten.“ Man merkt sofort, daß beide Forscher hierbei selbst das Gefühl haben, wie wenig überzeugend die von ihnen versuchte Verteidigung ihrer Stellung ist. Bei Weiß zeigt das schon die außerordentlich vorsichtige, um nicht zu sagen, gewundene Ausdrucksweise, auch fährt er selbst unmittelbar darauf fort, die lukasische Zuspikung der Aussprüche Jesu wäre „seinem Lehrer Paulus schwerlich unbedenklich erschienen.“ Auch Holtmann hat die Empfindung, daß die von ihm herangezogene Korintherstelle doch wohl nicht zu sehr gepreßt werden dürfe, er gesteht unumwunden zu, „daß die Briefe des Paulus vielmehr durchweg das auf Erwerb beruhende Privateigentum voraussetzen, sowohl als Thatsache, wie als Rechtsbestand.“ In der That hoffen wir seinerzeit (in § 8) den Nachweis liefern zu können, daß die Werthschätzung des irdischen Besitzes bei Paulus sich auf einer, von den Anschauungen des dritten Evangeliums entschieden divergierenden Linie bewegt. Es ist ja überhaupt mit dem von der Tübinger Schule so übertriebenen Paulinismus des Lukas ein eigen Ding.

¹⁾ a. a. O. I, 83. — ²⁾ „Prot. R.-Ztg.“ 1894 Sp. 1056 f. Vgl. ferner den Aufsatz „Die ersten Christen und die soziale Frage“ in Wissenschaftl. Vorträge über religiöse Fragen. Frankfurt a/M. 1882, 5. Samml. S. 20.

Je länger man danach forscht, desto weniger findet man, vielmehr bricht sich nachgerade in immer weiteren Kreisen die Anschauung Bahn, daß der Evangelist ein farbloser und sich sehr an den Wortlaut haltender Bearbeiter seiner Quellen ist.¹⁾

Weit bedeutungsvoller, als dieser Versuch, den Paulinismus des Lukas zur Erklärung seiner Stellung zum irdischen Besitze heranzuziehen, ist eine andere Bemerkung, die B. Weiß im Zusammenhang mit der oben angeführten ins Feld führt: „Da diese ascetische Weltbetrachtung vielfach auch die Ausprägung und Wiedergabe von Stoffen beherrscht, welche dem Markus und der apostolischen Quelle entnommen sind, und da sie auch in den Erzählungen der Apostelgeschichte ihre Nachwirkung zeigt, so muß sie dem Verfasser des Evangeliums selbst zugeschrieben werden.“ Wir kommen damit geradezu in das synoptische Problem hinein, werden uns aber streng auf das hierher Gehörige beschränken und nur prüfen, ob es zugänglich ist, in den im übrigen gemeinsamen Stücken die bei Lukas hervortretenden Verschiedenheiten von der Matthäus- bzw. Markus-Überlieferung auf Rechnung des Evangelisten zu setzen.

Möglich ist diese Annahme ohne Frage bei der Erzählung vom jungen Reichen. Hier ist die Darstellung des Lukas im wesentlichen nichts anderes als eine lebhaftere und nachdrucksvollere Wiedergabe desselben Stoffes, den die beiden andern auch bieten. Ähnlich könnte Luk. 6, 30 der Zusatz *παντί* auf Kosten des Evangelisten kommen, doch ist hier bereits bei der vorsichtigen Art, in der Lukas mit seinen Quellen umgeht, unwahrscheinlich, daß der in seinem Ausdruck so eigenartige Zusatz *δανίσετε μηδένα ἀπελπίζοντες* aus der Feder des Lukas stammen sollte. Ebenso ist die Behandlung der Seligpreisungen bei Lukas und ihre Ergänzung durch vier Behe doch kaum als freie Komposition zu erklären, sondern nötigt, ebenso wie die veränderte Erzählung vom großen Abendmahl, dazu, auf eine bei mannigfachen Übereinstimmungen doch etwas anders als die „apostolische Quelle“ des Matthäus geartete Quellschrift des Lukas zurückzugehen. Und ein Wort von so schwerwiegender Bedeutung wie Luk. 12, 33: „Verkaufet eure Habe und gebt Almosen,“

¹⁾ Vgl. Jüngst, „Hat das Lukasevangelium paulinischen Charakter?“ in Theol.-Stud. u. Krit. 1896, 2 S. 215 ff. und Joh. Weiß in Meyers Kommentar. Luk.-Ev. 8. Aufl. 1892, S. 282.

das bei Lukas mit der Warnung vor dem Schätze sammeln durchaus organisch verbunden ist, dürfte kaum eigenmächtig von dem Verfasser hinzugefügt sein, hier weist die Vergleichung mit 14, 33 sogar geradezu darauf hin, seinen Ursprung bereits in die Quellschrift zu verlegen.

So können wir als Ergebnis unserer bisherigen Untersuchung festhalten, daß, wenigstens für die Stoffe, in denen es sich um die Beurteilung des irdischen Besitzes handelt, der Beweis nicht erbracht werden kann, daß Lukas selbst seinem Evangelium den Stempel „asketischer Weltbetrachtung“ aufgeprägt habe. Es wächst damit die Wahrscheinlichkeit, daß die eigentümliche Färbung der Aussprüche des Herrn über den irdischen Besitz im dritten Evangelium bereits einer der von dem sichtenden Lukas bevorzugten Quellen angehört habe.

Unter den Quellen des dritten Evangeliums befinden sich, wie seit geraumer Zeit allgemein anerkannt ist, Stücke jüdenchristlichen Ursprungs. Gerade die Forscher, welche Lukas für einen Schriftsteller mit ausgeprägter paulinischer Tendenz hielten, haben immer eine schwere Arbeit gehabt, mit dieser Annahme die unverkennbar jüdenchristlichen Stücke zu vereinigen.¹⁾ Nun haben aber die Anschauungen über das gesamte Jüdenchristentum im Laufe der Zeit eine merkwürdige Wandlung durchgemacht. Die imposante jüdenchristliche Bewegung, mit der die älteren Tübinger ins Feld zogen, die als starker Faktor neben dem Heidenchristentum die Entwicklung der christlichen Kirche beeinflussen sollte, ist immer mehr zusammengeschrunken²⁾, und schließlich, wenigstens in der ältesten Zeit der Kirche, auf einige Gemeinden Palästinas, besonders Jerusalems beschränkt, für welche außerdem die Bezeichnung „palästinensische Christengemeinden“ vielleicht passender ist als „Jüdenchristentum.“ Diese Gemeinden, die nach der Eroberung Jerusalems beinahe ganz verschwanden, zählten nach der Verarmung der jerusalemischen Urgemeinde fast durchweg Angehörige der niederen Volksklassen zu ihren Gliedern. Der Jakobusbrief spiegelt, wie hier einstweilen vorweggenommen werden soll, die Stimmung dieser Gemeinden wieder. Gerade diese Gemeinden sind aber von größter Bedeutung für die

¹⁾ Beläge bei Holtzmann Einleitung, S. 378. — ²⁾ Harnack, Dogmengeschichte I, 221 ff.

Entwicklung des Christentums geworden, weil in ihnen zuerst die Erinnerungen an den Herrn gesammelt und wohl auch zusammengestellt wurden. Nun hat Feine¹⁾ versucht, aus der treuen Wiedergabe hebräischer Wendungen und Verhältnisse im Lukasevangelium nachzuweisen, daß die judenchristliche Quelle des Lukas in diesen palästinensischen Gemeinden, unter Umständen vielleicht in Jerusalem selbst ihren Ursprung habe. Im Anschluß daran hat er eine Wiederherstellung dieser Quelle unternommen und glaubt feststellen zu können, daß in dieser Quelle synoptische und dem Lukas eigentümliche Stoffe verbunden gewesen sind und bereits hier ihre eigenartige judenchristliche Färbung aufweisen. Der Umfang dieser Quelle erstreckt sich nach Feine bis in die Apostelgeschichte hinein, womit auch der zweite von B. Weiß erhobene Einwurf beseitigt ist. Joh. Weiß hat in der 8. Aufl. des Meyer'schen Kommentars zum Lukasevangelium mit ansprechendem Erfolge versucht, diese judenchristliche Quelle Feines darzustellen, wenngleich er dabei in seinem Bemühen, bis in Einzelheiten die Quellscheidung durchzuführen, oft über das Maß des Feststellbaren hinausgeht.

Für unsere Untersuchung entnehmen wir hieraus als ziemlich gesichertes Ergebnis, daß die scharf abweisende Stellung des Herrn gegenüber dem irdischen Besitz sich bereits in Quellen findet, die in die Zeit des Urchristentums zurückreichen und aus einer Umgebung stammen, die ohne Frage über gute und zuverlässige Überlieferung gebot. Damit wird zunächst erwiesen, daß die Stoffe, die Lukas bringt, wohl Anspruch darauf haben, als ursprüngliche und echte Herrnworte angesehen zu werden. Offen bleibt aber noch immer die Frage, ob die eigentümliche ascetische Färbung, die sich in den parallelen Stücken bei Matthäus (und Markus) nicht findet, von dem Herrn selbst oder von der Lukasquelle herrührt, also ob in den Stellen, die Matthäus (bzw. Markus) und Lukas gemeinsam haben, Matthäus oder Lukas die ursprünglichere Fassung wiedergibt.

Für die Entscheidung dieser Frage kommt zunächst in Betracht, daß die Fassung bei Matthäus oft kürzer und schlichter, bei Lukas dagegen ausgeführter und zugespitzter ist. Das *παρὶ αὐτοῦ* in Luk. 6, 30 gegenüber dem einfachen *αὐτοῦ* in Matth. 5, 42, wie

¹⁾ Eine vorkanonische Überlieferung des Lukas im Evangelium und Apostelgeschichte. Gotha 1891.

die Nuancen des Lukas in der Erzählung vom jungen Reichen machen durchaus den Eindruck des Sekundären. Sie sind hinzugefügt, um die Darstellung eindringlicher zu machen. Wie wohl auch ziemlich allgemein anerkannt wird, gebührt dem Matthäus hierin der Vorzug der Ursprünglichkeit.

Ferner ist zu beachten, daß die Eigentümlichkeit der Lukasquelle in auffallender Weise dem Milieu entspricht, dem sie entstammt. Daß diese armen judenchristlichen Gemeinden in Jerusalem und Palästina, die in ihrer Not später die Unterstützung der Heidenchristen in Anspruch nehmen müssen, vor allem Worte des Herrn aufbewahrten, die ihnen Stärkung und Trost boten, ist selbstverständlich, und daß diese Worte in Gemeinden, deren soziale Verhältnisse denen des Jakobusbriefes entsprechen, allein schon durch ihre vorzugsweise Betonung, wahrscheinlich aber auch durch eine unwillkürliche Zuspitzung, eine leise Verschärfung zu Gunsten der Armen erhielten, ist um so erklärlicher und natürlicher, als man dadurch gerade im Geiste des großen Erbarmers aller Mühseligen und Beladenen zu bleiben glaubte.¹⁾

An einigen Stellen läßt es sich endlich auch noch geradezu nachweisen, daß die Lukasquelle den Sinn der Herrnworte leise umgestaltet. Zwei Beispiele mögen das veranschaulichen.

Wir wissen wohl, daß der Herr in einzelnen Fällen von denen, die seine Jünger und Reichsgenossen werden wollten, verlangt hat, sie sollten alle ihre Habe von sich werfen. Die Erzählung vom jungen Reichen giebt uns ein drastisches Beispiel eines solchen Falles. Aber daß der Herr als allgemeingiltigen Grundsatz aufgestellt habe: „Verkaufet eure Habe und gebet Almosen,“ wie Luk. 12, 33 auch 14, 33, will, widerspricht seinem ganzen Verhalten z. B. den wohlhabenden Frauen gegenüber (Luk. 8, 1 ff.²⁾ Es ist klar und wohl auch allgemein zugestanden, daß hier eine spätere Verallgemeinerung individueller Fälle vorliegt.

Noch schlagender ist das zweite Beispiel, die Behandlung der ersten Seligpreisung im ersten und dritten Evangelium. Es kann als ausgemacht gelten, daß der Heiland ein Selig über die *anawim* ausgerufen hat. Ohne hier zunächst auf den Sinn des Wortes

¹⁾ Vgl. Besslag a. a. D. II, 375. — ²⁾ Vgl. Weiß, Leben Jesu II, 61 Anm., Besslag a. a. D. II, 375.

näher einzugehen, kann doch als sicher angesehen werden, daß anawim stets eine religiöse Färbung hat. Matthäus versucht sie durch den Beisatz ἐν πνεύματι wiederzugeben, die Lukas-Quelle dagegen übersetzt einfach und schreibt πτωχοί, das sie durch den Gegensatz πλοῦσοι im ersten Wehe noch ausdrücklicher als lediglich soziale Eigenschaft bestimmt. Lukas hat buchstäblicher, Matthäus aber sinngemäßer übersetzt¹⁾, und die Verschiebung des Gedankens bei Lukas fällt sofort in die Augen.

So werden wir an Stellen, wo Matthäus und Lukas denselben Vorgang berichten, im allgemeinen dem ersteren folgen. Im übrigen aber ist gerade den dem Lukas eigentümlichen Stoffen ein außerordentlich hoher Wert beizumessen, nur wird darauf zu achten sein, ob und wieweit sie vielleicht durch die in den urchristlichen Gemeinden des heiligen Landes herrschende Stimmung beeinflusst sind.²⁾



3. Jesu Verhalten zu reich und arm.

Die meisten Forscher, die sich mit Jesu Christi Stellung zu Reichtum und Armut beschäftigt haben, halten sich vor allem an die Aussprüche und Reden des Herrn. Das hängt in gewissem Sinne mit der ganzen Entwicklung der neueren Theologie zusammen. So lange äußerstes Mißtrauen gegen jeden Bericht unserer einfach und schlicht erzählenden Evangelien als sicherstes

¹⁾ Kabisch, die erste Seligpreisung. Theol. Stud. u. Kritiken 1896, 2, S. 215. — ²⁾ Seine a. a. O., S. 144 ff.

Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit galt, herrschte begreifliche Scheu, Thatsachen aus dem Leben Jesu für historisch unanfechtbar gelten zu lassen. Jesu Worte wurden stets als das Wesentliche, das „Echte“ hingestellt und verwertet. Wir teilen diesen Standpunkt nicht, sondern sind der Überzeugung, daß uns durch das gnädige Walten der Vorsehung in allem Wesentlichen ein lebenswahres und geschichtlich treues Bild des Heilandes im Neuen Testamente aufbewahrt ist. Da jedoch selbstverständlich auch menschliche Faktoren bei der Überlieferung mitgewirkt haben, wir sogar geradezu haben nachweisen können, daß einzelne Worte des Herrn, die für unsere Untersuchung bedeutungsvoll sind, nicht ohne leise Färbung auf uns gekommen sind, werden wir danach trachten müssen, einen sicheren Maßstab für die Stellung des Herrn zum irdischen Besitze zu erhalten, um so mehr, als auf dem Wege der Litterarkritik sich zwar die Strömung im ganzen feststellen läßt, welche die Worte des Herrn bei Lukas beeinflusst hat, aber nur in den seltensten Fällen, wie weit ein einzelnes Wort in diese Strömung eingetaucht war. Einen solchen sicheren Maßstab giebt das gesamte Verhalten des Herrn zu reich und arm. Daß uns das Bild Jesu Christi in so vollkommenem Lichte erscheint, liegt nicht zum wenigsten darin begründet, daß bei ihm Wort und Wandel, Lehre und Leben, Rat und That sich vollkommen decken. Er hat schlechtthin keine Forderung, bis zu der schwersten, der Feindesliebe, aufgestellt, die er nicht selbst auch völlig und willig gehalten hätte. Was wie ein Alp auf den Seelen der meisten Menschen liegt, der Zwiespalt zwischen Wollen und Thun, ist bei Jesus nicht vorhanden. So kam erst der die Worte des Herrn recht verstehen, der danach strebt, sich in den Geist, der das gesamte Verhalten Christi durchdringt, völlig hineinzuversetzen. „Thatsachen und Verhalten im ganzen, nicht aber einzelne gnomenhafte Sprüche sind beweisend“. ¹⁾ Die Führer der am Anfang geschilderten praktischen Bewegung, Stöcker und Naumann, besonders der erstere, sind mit Bezug auf unsere Frage hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie stets auf das gesamte Verhalten des Herrn den Nachdruck gelegt haben.

¹⁾ Rabisch a. a. D. S. 214.

Versuchen wir nun zunächst den allgemeinen Eindruck festzuhalten, indem wir fragen: in welche Kategorie würden wir Jesus hineinstellen, reich oder arm? so kann die Antwort keinen Augenblick zweifelhaft sein: in keine von beiden. Bei einem Bilde des Herrn würde es uns gleicherweise verletzen, wenn er in Lumpen gehüllt, wie wenn er in Prachtgewändern dargestellt würde.

Renan und andere, besonders auch Benschlag, haben diese allgemein anerkannte Erscheinung zurückgeführt auf die eigentümlichen sozialen Zustände, unter denen Jesus aufgewachsen sei, auf jene im Orient häufig vorkommenden Verhältnisse, die man „weder als Wohlhabenheit, noch als Armut“ bezeichnen könne.¹⁾ Es kann wohl auch als ausgemacht gelten, daß Jesus aus einem Hause stammt, in welchem das im Alten Testament ersehnte Ideal Wirklichkeit war: „Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheiden Teil Speise dahin nehmen.“²⁾ Indessen liegt der wahre Grund doch tiefer, nicht in den Verhältnissen, sondern in Jesus selbst. Er steht mit seiner ganzen Persönlichkeit hoch über diesem auf der Erde so tiefgreifenden Gegensatz. Man würde gar nicht daran denken, die Frage aufzuwerfen, ob er reich oder arm gewesen sei, wenn nicht die Umstände dazu nötigten.

1) Renan a. a. O. S. 16. — 2) Benschlag II, 47, nur daß dies „Psalmswort“ Proverb. 30, 8 steht. Man hat mehrfach, besonders aus dogmatischen Rücksichten (vgl. hierüber Strauß v. J. 4. Aufl. 1840 I, 325 f.) unter Bezugnahme auf Phil. 2, 6 ff. und 2. Kor. 8, 9 den Herrn aus Verhältnissen drückender Armut herkommen lassen, wie man ihn auf Grund von Jes. 53, 2 f. hier und da für sehr häßlich hielt. In dem N. Test. findet die erstere Ansicht ihren Anhalt in dem Lobgesang der Maria, Luk. 2, 7 und 2, 24, wo das Opfer nach 3. Moj. 12, 8 die Spende der Armen ist. Matth. 8, 20 (Luk. 9, 58) gehört wohl nicht hierher, sondern ist nur als Folge des rastlosen, arbeitsreichen Lebens des Herrn, wie als Gegensatz der erträumten Messias Herrlichkeit (vgl. Joh. Weiß 3. St. in Meyers Komm.) zu fassen. Indessen beweisen wohl die regelmäßigen Wallfahrten der Eltern Jesu nach Jerusalem (so Benschlag II, 47), die Thatfache, daß Jesus lesen konnte (Luk. 4. 16 ff.), sowie die Sicherheit, mit der er sich später in allen Kreisen bewegt, daß bei seinen Eltern weniger von Armut, als von bescheidenem Wohlstand die Rede sein kann. Hierzu stimmt auch die bei Euseb. hist. eccl. III, 20 aufbewahrte Nachricht des Hegefipp, wonach die Verwandten Jesu, die vor Domitian geführt wurden, zusammen ein Grundstück im Werte von 9000 Denaren besaßen hätten.

Diese Art ihn zu betrachten ist seinem ganzen Wesen fremd. Hier gilt im höchsten Maße das Dichterwort:

Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle händigt, das Gemeine.

Auch Jesus war Anfechtungen ausgesetzt, „er ist versucht gleich wie wir.“ Selbstüchtiger Gebrauch seiner göttlichen Gaben, Streben nach herauschender Volksgunst, Scheu vor dem ehrlosen, schmachvollen Tode sind Anfechtungen, denen er zu Zeiten ausgesetzt gewesen ist; aber es ist ungemein bezeichnend, daß niemals die leiseste Andeutung sich findet, als habe der Herr auch nur das geringste Verlangen nach irdischem Besitz gehabt. Selbst der über das innere Leben Jesu so frivol urteilende Renan muß zugestehen: „Niemals zeigt sich bei ihm auch nur die Spur eines Versuchs, den Platz der Mächtigen und Reichen einzunehmen. Er will Reichtum und Macht vernichten, aber nicht sich ihrer bemächtigen“. ¹⁾ Die göttliche Hoheit des Herrn ist unendlich erhaben über alle Regungen und Beunruhigungen, die mit dem irdischen Besitz oder dem Streben danach unzertrennlich verbunden sind. So hat der Jünger, der an des Herrn Brust lag, seines Meisters Bild erfasst und dargestellt; in diesem Punkte nicht geschichtlich genau, aber voll innerer Wahrheit, denn „nur das Himmlische, Ewige ist Jesu wesenhaft. Tief unter seinen Füßen zerrinnen wie Schemen die irdischen Güter, Sorgen und Schrecken. Zu allerunterst liegt ihm der Abgott dieser Welt, der ungerechte, nichtsnutzige Mammon“. ²⁾

Aber diese Höhe des Standpunktes bringt bei Jesus nicht Weltentfremdung mit sich, trübt ihm auch nicht den Blick für irdische Dinge. Er lebt in einer Welt mit Reichen und Armen und zieht sich nicht von ihr zurück, sondern steht lehrend, wirkend, mit allen verkehrend mitten in ihr. So achten wir weiter auf diejenigen, die er sich aus der Welt erwählt, zunächst auf den engsten Kreis, mit dem er sich umgeben, auf die zwölf Apostel und die übrigen Persönlichkeiten, die ihm besonders nahe standen. Die Zwölfe haben viel zu leiden gehabt im Laufe der Kirchengeschichte, nicht wenige haben versucht, ihnen am Zeuge zu flicken. Zuerst kam der Barnabasbrief (V, 9), der wohl Stellen wie Luk.

¹⁾ a. a. D. S. 92. — ²⁾ Beyschlag a. a. D. II, 276.

5, 8; Mtth. 9, 13 u. a. mißverstand, und bezeichnete sie als ὄντας ὑπὲρ πᾶσαν ἁμαρτίαν ἀνομιωτέρους. Dieser angenehme Leumund haftete ihnen in weiten Kreisen auch ferner an, so daß Celsus¹⁾ mit recht tugendhafter Entrüstung auf sie als ἐπιβρόητους ἀνθρώπους, τελώνας καὶ ναύτας τοὺς πονηροτάτους, also als auf recht verworfenen Proletariiergefindel mit dem Finger zeigen konnte. Dann kam nach langer Ruhepause Renan, der sich gar nicht genug über ihre Dummheit und Naivetät wundern konnte, und neuerdings liebt, hört und — sieht man viel von ihrer jämmerlichen Armut und Bedürftigkeit, man möchte ihnen fast einen abgelegten Rock schenken, wenn man gewisse moderne Gemälde beschaunt hat, sie sind wieder rechte Proletarier geworden, die armen Apostel. Selbst eine Persönlichkeit wie Naumann kann nicht ganz der Versuchung widerstehen, nach dieser Seite hin zu übertreiben. Jesu „tägliche Genossen, die Teilnehmer seiner Arbeit und seiner Gebete, die ersten Träger seiner Gedanken sind einfache Fischer aus schlichtester Umgebung“ sagt er²⁾ in seiner packenden, anziehenden Art. Natürlich! einfach und schlicht, besonders im Vergleich zu unserm heutigen Treiben, war damals das ganze Leben, vor allem in dem weltfernen Galiläa. Aber in ihrer Heimat gehörten die Jünger keineswegs zu den „schlichsten“ Kreisen. Dem schwungvollen Naumann stellen wir darum den trockenen, aber sehr sorgsamen B. Weiß gegenüber:³⁾ „Die Zebedaïden waren aus einem wohlhabenden Hause“, was wohl aus Mark. 1, 20, vielleicht auch Joh. 18, 15 geschlossen werden kann; „auch Simon war schwerlich unbemittelt“, obgleich der „Hausbesitzer“ Mtth. 8, 14; Mark. 1, 29 nicht allzuviel besagen will, da wir nicht wissen, was für ein Haus es war; „und der Zöllner war sicher nicht ohne Vermögen, als er zu ihm kam“, was mit ziemlicher Sicherheit aus Mtth. 9, 10; Mark. 2, 15; Luk. 5, 27 hervorgeht. So ist das Bild, das die Evangelien entwerfen, doch erheblich anders als die modernste Anschauung.⁴⁾ Auch hier

1) Orig. c. Cels. 1, 62. — 2) Jesus als Volksmann S. 9. — 3) Leben Jesu II, 87 f. — 4) „Es ist doch eine sehr ungenaue Vorstellung, daß die Apostel überhaupt nur einen unmittelbaren Glauben oder nur heilige Gebote verkündet haben und daß sie als Männer aus dem Volke und niederem Gewerbe zu keiner Gelehrsamkeit befähigt gewesen seien.“ Diese Warnung Weizäckers (Apost. Zeitalter S. 106) vor Herunterdrückung des Niveaus, auf dem die Apostel stehen, ist mutatis mutandis auch für unser Gebiet durchaus beherzigenswert. Übrigens

tritt aber, wie bei dem Herrn selbst, die Frage, ob reich oder arm, garnicht nicht in den Vordergrund. Man muß mühsam einzelne Daten zusammensuchen, um über die soziale Stellung wenigstens der Hauptapostel etwas zu erfahren. & Über die andern Apostel haben wir in dieser Beziehung überhaupt keine Nachricht. Aber daß auch Angehörige der führenden Klassen sich unter Umständen danach drängten, Jesu dauernde Jünger zu werden, beweist der Schriftgelehrte (Mtth. 8, 19), den der Herr auf die mit seiner Nachfolge verbundenen Beschwerden aufmerksam macht. Ob dieses vor (Mtth.) oder nach (Luk.) der Apostelwahl geschah, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr nachweisen,¹⁾ ebenso wird nicht berichtet, ob der durch Jesu Antwort wohl Ernüchterte sich dauernd abschrecken ließ oder nicht, für unsern Zweck genügt hier zunächst die Feststellung, daß auch Wohlhabende — denn für einen armen, an Entbehrungen gewöhnten Menschen konnte die Antwort nichts abschreckendes haben — den Wunsch äußerten, dem Herrn dauernd zu folgen. In einem anderen Falle, der wohl kurz vor der letzten Reise nach Jerusalem sich ereignete, wird der Bewerber, der junge Reiche, durch die für ihn zu hohen Ansprüche abgeschreckt. Doch liefern gerade hier die näheren Umstände einen deutlichen Beweis, daß in der nächsten Umgebung Jesu nicht nur die niederen und armen Kreise vertreten waren. Als nämlich der Herr das ergreifend ernste Wort ausspricht: „Ein Reicher wird mir schwer in das Himmelreich eingehen; es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich“, heißt es von den Jüngern: sie entsetzten sich sehr und sprachen: wer kann dann gerettet werden? Wären die Jünger die Ebjoniten gewesen, als die sie so oft geschildert werden, sie hätten freudig zugestimmt, sicher sich nicht erschreckt. Staunen, weil sie solche Worte noch nie gehört, und äußerste Verwirrung, weil auch manchem unter ihnen dann das Himmelreich verschlossen blieb, erfüllte nach Markus, der hier, wie es scheint, über besondere Quellen gebietet, der Jünger Herz. Unzweifelhaft stammten einzelne, die zu der nächsten Umgebung Jesu gehörten, aus wohlhabenden Häusern (vgl. Mtth. 19,

ist das Fischenhandwerk in Galiläa nicht ohne weiteres als „niederes Gewerbe“ zu bezeichnen. — ¹⁾ Weiß, Vater und Sohn z. B. stehen hier in den betr. Stellen des Meyer'schen Kommentars entgegengesetzt.

27 ff.), so daß sie sich selbst zu den πλούσιοι rechneten.¹⁾ Zum Überfluß können wir in einigen Fällen wohlhabende Persönlichkeiten in der nächsten Umgebung Jesu geradezu nachweisen. Unter den Frauen, die ihm mit ihrer Habe dienten (Luk. 8, 1 ff.), waren sicher einige vermögend. Johanna, die Gattin des Chuza, wird als den höheren Ständen angehörig, ausdrücklich herausgehoben, und auch die ἀρώματα von Mark. 16, 1 und Luk. 24, 1 weisen auf einen nicht unbedeutenden Wohlstand hin. Ebenso macht das Haus der Geschwister von Bethanien einen „unverkennbar wohlhabenden“ Eindruck.²⁾

So können wir als Ergebnis der bisherigen Erörterung an-

¹⁾ Schon Neander (Leben Jesu, 6. Aufl. in Ges. Werke II, 450) ist es aufgefallen, wie wenig diese Worte zum Bilde der „armen Jünger“ passen. „Wenn diejenigen“, sagt er, „welche dies ausriefen, zur Zahl der Apostel gehörten, so fällt es auf, wie es auf diese gerade solchen Eindruck machen konnte, da sie keine Reichthümer besaßen, an denen ihr Herz haftete, und da sie das von Christus verlangte Opfer wirklich gebracht hatten.“ Neander löst diese Schwierigkeit, indem er zwei Möglichkeiten aufstellt: entweder sie hätten „den allgemeinen tiefen Sinn des Wortes verstanden, daß es sich auf die Verleugnung alles Irdischen überhaupt bezog“ oder, die es ausriefen, seien gar nicht die Apostel gewesen. Die erstere Auskunst kann leicht das charakteristische Wort Jesu verflüchtigen, die letztere hat schon Luk. 18, 26 („es sprachen aber die Zuhörer“) gewählt, da er, dem seine Quelle stets den Herrn und seine Jünger als Vertreter der Armen darstellte, diesen Ausruf im Munde der Jünger gar nicht verstehen konnte. Das ist aber ein neuer Beweis dafür, daß diese Stelle lediglich die im Text gegebene Deutung trägt. Eine andere Auskunst: „die Jünger schließen mit Recht, daß, wenn es den Reichen so unmöglich sei, es auch für andere sehr schwer sein müsse“ (Beyschlag L. S. II, 374 Anm.) ist mit geringen unbedeutenden Abweichungen von den meisten Auslegern angenommen. Aber treffend macht B. Weiß (Mttb. Romm. Meyer) geltend, daß hier schlechtthin nur von Reichen die Rede ist, freilich unterläßt er es, die notwendige Folgerung daraus zu ziehen. Auf eigenthümliche Weise hilft sich S. Weiß (Mark. h. Meyer), indem er den Markstext bevorzugt und erklärt, daß der Herr von seinem Urtheil „die Jünger ausnimmt, indem er durch die liebevolle Anrede (τέκνα B. 24) sie als solche bezeichnet, welche von den harten Worten nicht betroffen werden.“ Dann hat sich der Herr aber doch recht undeutlich ausgedrückt, denn die Folge dieser „liebepollen Anrede“ ist περισσὸς ἐξέπλησσοντο B. 26. Die im Text entwickelte Anschauung in noch verschärftem Maße findet sich bei Reim (II, 34): sie „erschrakten . . .; natürlich, zum größten Theil waren sie selbst aus wohlhabenden Häusern und mit einem Male sahen sie sich und halb Galiläa . . . den Zutritt zu dem langbegehrten Reiche abgeschnitten.“ — ²⁾ Beyschlag L. S. II, 375.

sehen, daß in der nächsten Umgebung Jesu Reiche und Arme einträchtig beieinander gewesen sind. Ist in diesem Kreise vielleicht auch nicht gerade ungewöhnlicher Reichtum vertreten gewesen, ebenso wenig allerdings bettelhaftes Proletariat, so liegt doch kein Grund vor, nur „einfache Fischer aus schlichtester Umgebung“ darin zu finden. Unzweifelhaft machte der Kreis, der den Herrn umgab, einen einfachen und schlichten Eindruck, aber der ganze Charakter der Personen, die ihn bildeten, nicht etwa ihre ärmlichen sozialen Verhältnisse verliehen ihm dies Gepräge. Auch später wird bei Ausdrücken der Geringschätzung gegen die Apostel nie auf ihre Armut zurückgegriffen, sondern darauf, daß sie der rabbinischen Gelehrsamkeit ermangelten, theologisch ungebildete Laien waren (act. 4, 13).

Zu demselben Ergebnis führt eine Prüfung der Forderungen, welche der Herr an solche stellt, die er zu seinen Jüngern beruft. Ohne Frage war seine Grundforderung dabei: „Verlasse alles und folge mir nach“, wenigstens bei den zwölf Aposteln. Diese sollten seine ständigen Begleiter sein (Mark. 3, 14)¹⁾ oder ihm jeden Augenblick als Sendboten zur Verfügung stehen, damit vertrug sich nicht die regelmäßige Ausübung eines anderen Berufes. Für sie war es nötig, daß sie sich aus den ganzen gewohnten Verhältnissen losrissen, um einen höheren, für die Ewigkeit wirkenden Beruf zu ergreifen. Darum erwählt der Herr diese Jünger auch mehr, als daß sie sich meldeten (Joh. 15, 16), wo aber jemand sich bittend an ihn wendet, stellt er die höchsten Anforderungen. Denn wenn

¹⁾ Es ist freilich die Frage, ob der Herr alle Apostel so ständig um sich hatte, wie man gewöhnlich annimmt. Joh. 4. 27, wo doch sicher nicht zwölf Jünger in die Stadt gesandt sind, um Einkäufe zu machen vgl. Luk. 9, 52; 19, 29; 22, 8) liegt vielleicht noch vor der Apostelwahl. Aber auch nachher finden sich Andeutungen, daß zu Zeiten der Herr nur einen kleineren Kreis um sich hatte. So z. B. bei der Verklärung, wo allerdings die andern Jünger am Fuße des Berges zurückgeblieben sind, ähnlich auch Mark. 5, 37 u. par. Auch Joh. 7, 10. 11 setzt voraus, daß Jesus allein oder vielleicht in Begleitung seiner Lieblingsjünger nach Jerusalem gezogen sei, denn eine Schaar von 13 Personen konnte unter keinen Umständen daran denken, verborgen zu bleiben. Immerhin wird so oft der ganze Kreis versammelt gewesen sein, daß an das regelmäßige Betreiben eines anderen Berufes, also auch an die regelmäßige Fürsorge für den irdischen Besitz nicht zu denken war.

die Glut der ersten Begeisterung und Liebe nicht fähig war, auch die größten Hindernisse zu überwinden, wie sollten sie fernerhin allen Widerwärtigkeiten trogen. Ein bequemes Leben in weichen Kleidern hatte der Herr den Seinen nicht zu bieten, vielmehr wußte er, daß Entbehrungen (Mtth. 8, 20) ihrer harrten, manche alte liebe Bande sich darüber lösen würden (Luk. 14, 26), ja unter Umständen Verfolgung und Elend sie erwartete (Mtth. 5, 11; 10, 21 u. a. m.). Mit Menschen, die an ihrem Geldsack, an ihrer Häuslichkeit, an ihren Beziehungen kleben, ist nichts anzufangen im Reiche Gottes. Opfer ist die Seele jedes rechten Gottesdienstes. Aber dieses „Verlasse alles und folge mir nach“, dieses innerliche Sichlosslösen von allen Banden, das dann auch äußerlich in die Erscheinung tritt, ist doch noch etwas anderes, als das rein Äußerliche: „Wirf alles fort“ oder „Verkaufe alles“, das Luk. 14, 33 zur Bedingung des Jüngerlebens stempelt. Gewiß hat Jesus auch diese völlige Entäußerung unter Umständen verlangt, die Geschichte vom jungen Reichen ist der sprechende Beweis dafür. Aber Jesu Menschenkenntnis, wie seine unvergleichliche Weisheit als Erzieher seiner Jünger verbürgen, daß er eine solche Forderung nur gestellt hat, weil sie ihn in dem betreffenden Falle als die einzige sachgemäße erschien, daß hier gerade das Aufgeben des Reichthums die sichere Probe auf die Durchführbarkeit des Vorsatzes war.¹⁾ Es giebt Menschen, deren ganzer natürlicher Mensch in einer bösen Neigung kulminiert. An einem Punkte drängt sich alles zusammen, was sie vom Reiche Gottes fern hält.²⁾ Ist hier der Damm gebrochen, so kann der Strom des ewigen Lebens ungehindert ihr

¹⁾ Was Kommentatoren u. a. über die Erzählung vom jungen Reichen sagen, ist vielfach geistvoll und fein bemerkt, erklärt aber meist nicht, warum der Herr dem Jüngling gerade diese Probe auferlegt. Daß Jesus überhaupt ihn schwer prüft, erklärt der Zusatz des Markus: „er liebte ihn“, hoffte also wohl in ihm ein besonders tüchtiges Nützeng zu gewinnen. Aber daß Jesus gerade den Verkauf seiner Habe verlangt, muß entweder darauf zurückgeführt werden, daß Jesus einen Reichen überhaupt nicht für geeignet zum Dienste im Reiche Gottes hielt, und das ist, wie wir gesehen haben, thatsächlich nicht der Fall, oder es muß eben angenommen werden, daß Jesus, „der wohl wußte, was im Menschen war“, aus der ganzen Art des jungen Reichen merkte, wie viel Gewicht dieser auf seinen Reichthum legte. — ²⁾ Vgl. z. B. die trefflichen Ausführungen bei Drummond Naturgeseß in der Geisteswelt S. 154.

ganzes Wesen durchfluten, dann werden sie auserwählte Werkzeuge Gottes. In solchen Fällen greift der Heiland als tapferer Arzt zu einem Radikalmittel. Sollen Auge und Hand, wenn sie Argerniss bieten, ausgerissen und abgehauen werden, wie vielmehr muß dann das irdische Gut, wenn es die Seele fesselt, verworfen werden.¹⁾ Großes muß opfern, wer das Größte erreichen will, und nach den Fleischtöpfen Ägyptens darf nicht verlangen, wer in das gelobte Land einzuziehen begehrt. Gar mancher hat seitdem im Herzensdrange gethan, was der Herr von jenem jungen Reichen verlangte, und es wäre sehr thöricht und zeigte wenig Verständniß für den Geist Christi, wollte man in solchen heroischen Thaten immer nur krankhafte Erscheinungen sehen. Aber auch nur da, wo die Stellung des Herzens derartig ist, wie sie der Herr bei dem jungen Reichen erkennt, wird dieses Mittel helfen. Nur wo das Wegwerfen der gesamten Habe entspringt aus der klaren Erkenntnis, daß sich der Besitzer ihrer entledigen müsse, um nicht Schaden zu nehmen an seiner Seele, hat solche That einen hohen Wert in den Augen des Herrn. Sonst gilt des großen Apostels Wort: Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.

Also unzweifelhaft sind Verhältnisse vorgekommen, in denen der Herr von seinen Jüngern verlangt hat, daß sie alles, auch ihren ganzen Besitz, zum Opfer brachten um der Nachfolge willen, aber es waren einzelne, individuell begründete Fälle. Was Jesus allgemein von den Seinen verlangt, ist, modern gesprochen, eine „Umwertung aller Werte.“ Wie weit diese in energischen, impulsiven Thaten sofort sich äußert, ist abhängig von Zeit und Umständen, besonders auch von dem Charakter und Temperament

¹⁾ Es ist nicht erlaubt, diese Stellen zu sehr zu spiritualisieren. Z. B. Hollenberg Soziale Gesetzgebung u. christl. Ethik Haarlem 1880 S. 61. „Es ist heute ziemlich allgemein zugestanden, daß manche Worte Jesu erst dann ihren Sinn gewinnen, wenn wir den Wortsinne verlassen oder vielmehr ihn vertiefen. Man wird heute nicht so einfach einem reichen Jüngling raten alles zu verkaufen und zu verlassen!“ Kann wohl sein, weil „man“ eben nicht solchen Glauben an seine Sache hat, wie ihn Jesus besaß, und „so einfach“ irgend einem reichen Jüngling gegenüber ist das auch damals übrigens nicht geschehen. Herrn Hollenbergs Methode bedeutet aber keine Vertiefung der Aussprüche des Herrn.

der Aufgeforderten. So verlangt Jesus niemals Aufgabe des Vermögens von Persönlichkeiten, deren aufrichtige, ungeteilte Hingebung an ihn und seine Sache aus andern Beweisen unzweideutig hervorging, wie bei den ihn begleitenden Frauen und den bethanischen Geschwistern. Überhaupt ist es charakteristisch, daß die höchsten Anforderungen vom Herrn stets vor dem Eintritt in den Jüngerkreis gestellt werden, während er nachher die Schwächen und Fehler der Seinen mit Nachsicht und Geduld trägt. Aber selbst bei den Aposteln hat das „Sie verließen alles und folgten ihm nach“ noch eine andere Bedeutung als die Entäußerung von aller Habe und ein Leben in nackter Armut, finden wir doch Petrus und Johannes samt ihren Genossen nach der Auferstehung wenigstens zeitweise bei ihrem alten Handwerk (Joh. 21).

Für die Zeit freilich, wo die Jünger bei Jesu waren, in seinem Dienste standen, übernahm er auch ganz die Sorge für sie. Die gemeinsame, durch Gaben der Freunde gefüllte Kasse sorgte für die Bedürfnisse der anspruchslosen Schar, so weit sie nicht gastlich in den Häusern aufgenommen wurde. Nach den kurzen gelegentlichen Nachrichten, die wir besitzen, ist diese Kasse so reich gefüllt gewesen, daß auch noch den Armen aus ihr gespendet werden konnte (Math. 26, 9 par.; Joh. 13, 29). Luk. 9, 13 setzt voraus, daß Geld genug da war, um für eine ganze Menge Menschen Speise zu kaufen; Mark. 6, 37 und Joh. 6, 7 geben 200 Denare als Inhalt an, eine nicht unbeträchtliche Summe zu einer Zeit, in der ein Denar als reichlicher Tagelohn (Math. 20, 2. 13) und zwei Denare als ein besonders freigiebiges Geschenk galten.¹⁾ Jedenfalls mußten die Jünger, als der Herr von ihnen schied, ihm das Zeugnis geben, daß sie nie Mangel gelitten hätten (Luk.

¹⁾ Vgl. Ullhorn, Christl. Liebesthätigkeit in d. alten Kirche, 2. Aufl. 1882. S. 97. Friedländer, Sittengeschichte Roms, 6. Aufl. Leipzig II, 44. Danach erscheinen die 30 Silberlinge, die Judas erhält, als eine verhältnismäßig kleine Summe. Möglich wäre es, daß die Zahl aus Sach. 11, 12 stammte, obwohl auch das Umgekehrte, daß man durch diese Zahl bewogen wurde, in Sach. eine Weissagung zu sehen, denkbar ist. Sollte die Zahl richtig sein, so bleibt nur, soweit bei der That überhaupt von einer Erklärung die Rede sein kann, der Fingerzeig Joh. 12, 6 übrig, wonach Judas schon seit längerer Zeit Unterschlagungen verübt hatte, und vielleicht die Furcht vor Entdeckung ihn veranlaßte, die Katastrophe herbeizuführen.

22,35) An ihnen hatte sich das Psalmwort (37, 25) erfüllt: Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen. —

Umgeben von diesem Jüngerkreis wirkt Jesus auf sein Volk ein, und schon ein oberflächlicher Blick in die Evangelien zeigt, daß er sich dabei häufig auf die sozialen Verhältnisse bezieht. Das Zeitalter Jesu Christi war in dieser Beziehung kein glückliches für Israel. Das Volk war weit entfernt von dem Ideal des Alten Testaments, nach dem ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen sollte. Uhlhorn¹⁾ hat freilich das Bild Israels mit sehr rosigten Farben geschildert. „Armut,“ so meint er „in größerem Maßstabe, irgend welches Proletariat gab es nicht und konnte es nicht geben“. Aber diese Darstellung dürfte für keine Zeit Israels zutreffend sein, am wenigsten für die Wende der Zeiten. Ein Unterschied mag vielleicht bestanden haben zwischen den einfacheren Verhältnissen Galiläas und den großstädtischen Zuständen Jerusalems, aber schließlich drängt sich hier wie da der scharfe Gegensatz zwischen arm und reich dem Beschauer ganz unverkennbar auf. Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Die Armut trat um so krasser hervor, als sie im Orient sich nicht, wie bei uns, in den Häusern verbirgt, sondern geradezu auf die Straße herausdrängt; der Reichtum aber äußert sich in gänzlicher Rücksichtslosigkeit und roher Genußsucht um so brutaler. Dazu kommt, daß auch der Mittelstand, wie wir uns heute ausdrücken würden, sich in keineswegs beneidenswerter Lage befand. Dreifache Steuern und Zölle²⁾, dem Kaiser, dem Landesfürsten und dem Tempel zu entrichten, wurden unerbittlich eingetrieben (Matth. 17, 24) und lasteten so hart auf dem Lande, daß das Volk dem Steuerdruck fast erlag. Vergebens, oder wenigstens nur mit vorübergehendem Erfolge, wandte man sich nach Rom mit der Bitte um Abhilfe.³⁾ Aus diesem Steuerdruck gingen nicht zum wenigsten die zahlreichen

1) Uhlhorn a. a. D. S. 40 u. 49 f. — 2) Schürer, Geschichte des jüd. Volkes. Bd. 1 (1890) S. 395 ff. — 3) Schürer, a. a. D. I., 406. Tac. ann. II, 42 Syria atque Judaea, fessae oneribus, deminutionem tributi orabant. 17 p. ff

Tumulte und Aufstände hervor, die den Römern so viel zu schaffen machten. Niemand, der ein Herz für das Volk hatte, konnte an diesen Übelständen ganz teilnahmslos vorübergehen. Daher auch Johannes der Täufer so eindringlich die Zöllner und Soldaten vermahnte (Luk. 3, 12 ff.).

Indessen sind es doch nicht diese Verhältnisse, die dem Volke Israel im Zeitalter Jesu Christi in erster Linie das Gepräge geben. Jede Zeit neigt dazu, und das ist ein Beweis für die ewige Bedeutung der Heiligen Schrift, im Neuen Testament ihr eigenes Spiegelbild zu finden. So ist es denn auch in der Gegenwart, in der die sozialen Fragen eine alles beherrschende Rolle spielen, besonders in der Praxis vielfach üblich geworden, die hierauf bezüglichen Gesichtspunkte des Neuen Testamentes einseitig in den Vordergrund zu stellen. Das hat in unserm Bedürfnis, alle Verhältnisse des Lebens im Geiste Jesu Christi zu beleuchten, seinen guten und berechtigten Grund, entspricht aber keineswegs den geschichtlichen Verhältnissen. Im Judentum zur Zeit Jesu haben die sozialen Gegensätze durchaus eine sekundäre Bedeutung im Verhältnis zu den religiösen Spannungen. Die Pharisäer geben dem Spätjudentum den Typus, nicht die Sadduzäer. Der Gegensatz zwischen den gesetzesstrengen, das ganze Leben mit religiösen Verpflichtungen ausfüllenden „Separatisten“¹⁾ und der Menge des Volkes, die „das Gesetz nicht weiß und verflucht ist“ (Joh. 7, 49) beherrscht das gesamte Leben des jüdischen Volkes. Der schwerste Druck, der auf dem Volke lastet, ist nicht das politische Joch, nicht die Steuerlast, sondern die stille Angst, ob seiner Unreinigkeit verflucht zu sein, jene religiöse Beklommenheit, die der Herr im Bilde des seufzenden Zöllners (Luk. 18, 9 ff.) mit wenigen Strichen so meisterhaft geschildert hat.

Diese für die Beurteilung der Zeit maßgebenden religiösen Strömungen erhalten aber im Spätjudentum durch ihre Berührung und Verquickung mit sozialen Verhältnissen eine eigentümliche Färbung.

1. Der Gesetzesdienst der jüdischen Religion „ist von der Art, daß ihn im Grunde nur Wohlhabende und Reiche wirklich auf sich

¹⁾ Schürer a. a. O. Bd. II, 329.

zu nehmen im stande sind. . . . Nur ein Mensch, der frei und leicht über Zeit und Mittel verfügte, ein Mensch, der volle Muße und ein auskömmliches Vermögen hatte, war in der Lage, diesem Gesetze wirklich nachzukommen, es dem Buchstaben nach zu halten".¹⁾ Daher finden wir gerade bei den Repräsentanten des Spätjudentums, den Pharisäern, eine strenge Gesetzesauslegung besonders auch da, wo es sich um Abgaben handelt.²⁾ Sie fressen der Witwen Häuser (Matth. 23, 14), sie verzehren Münze, Dill und Kümmel (Matth. 23, 23), sie nehmen Opfer an, selbst wo darum die Eltern des Opfernden darben müssen (Matth. 15, 5), sie waren φιλάργυροι (Luk. 16, 14)³⁾. Dazu kommt, daß die hohe Meinung von ihrer Frömmigkeit auch ihre soziale Stellung bedeutend erhöhte. So deckt sich hier „fromm“ mit „angesehen und wohlhabend.“ Es entsteht jenes satte und darum gegen fremde Not unempfindliche, selbstgerechte Geschlecht, das alles Gute als selbstverständlichen Lohn aus Gottes Hand hinnimmt, der Pharisäer im Tempel in des Herrn unübertrefflichen Erzählung.

2. Die Pharisäer sind der religiöse Kern des Volkes. Zwischen ihnen, den Virtuosen jüdischer Frömmigkeit und der toten Masse des Volkes liegen nun eine Menge Zwischenstufen. Das sind die vielen, die das Gesetz so gut halten, wie sie es nur vermögen, die sich nach Kräften bemühen, alle die Reinigungs-, Sabbath-, Gebets-Vorschriften, welche die Pharisäer auflegen, zu erfüllen. Daß es solche Persönlichkeiten in allen Schichten der Bevölkerung gab, zeigen deutlich die von Schürer⁴⁾ angeführten Vorschriften, wonach Arbeiter z. B. auf dem Baume oder auf der Mauer beten können. Gewissensbedenken armer Tagelöhner mögen zu diesen Bestimmungen Veranlassung gegeben haben. Für alle diese Leute ist das Gesetz die größte Hemmung in sozialer Beziehung. Jede Berührung mit Heiden machte sie unrein. Ging diese Abge-

¹⁾ Hofmann „Prot. R.-Ztg.“ 1894 Sp. 1050 f. — ²⁾ Schürer a. a. O. II, 197 ff. — ³⁾ Die Bemerkung des Jos. Ant. XVIII, 1, 3, vgl. Schürer II, 321 τὴν διαίταν ἐξευτελλίζουσιν οὐδὲν εἰς τὸ μαλακώτερον ἐνδίδοντες „Sie verzichten auf den Lebensgenuß und geben sich in nichts der Bequemlichkeit hin“ streitet nicht hiegegen. Dieses Zeugnis giebt ihnen auch der Herr zugleich mit seinen Vorwürfen, z. B.: ihr durchziehet Meer und Land, um einen Proselyten zu machen. Matth. 23, 15 — ⁴⁾ II, 409 nach Berachoth II, 3—4.

schlossenheit soweit, daß Johannes Hyrcanus unwürdig des Hohenpriestertums sein sollte, weil seine Mutter angeblich einmal von Antiochus Epiphanes gefangen gewesen war¹⁾, wie war es da überhaupt möglich, rein zu bleiben. Es gab nur ein Mittel. Der Fromme mußte sich ängstlich fernhalten von jeder Berührung mit der Welt. Als notwendige Folge ergab sich hieraus auf dem sozialen Gebiete Verarmung.

Im öffentlichen Leben findet sich eine ähnliche Erscheinung. Die freieren, hellenistischen Einflüssen zugänglicheren, reichen Sadduzäer sind die eigentlichen Leiter der Politik. Sie müssen auf die Pharisäer Rücksicht nehmen, weil diese großen Einfluß beim Volke haben, aber Sadduzäer, Landesfürst und Römer sehen im Grunde voller Argwohn auf die religiösen Fanatiker und arbeiten ihnen soviel wie möglich entgegen. So sind auch im öffentlichen Leben die jüdischen Frommen die Unterdrückten.

Aus dem Zusammentreffen dieser Elemente kommt die Bedeutung, die das Wort *anawim* in jener Zeit hat. Die Übersetzung mit *πτωχός* giebt seinen Sinn nur sehr unvollkommen wieder, da es nicht mit unserm sozialen Begriff „arm“ zusammenfällt, vielmehr eine Vereinigung von „fromm“ im jüdischen Sinne („gerecht“) und gedrückt in politischer und sozialer Beziehung bezeichnet.²⁾

3. Die elende gedrückte Lage, die auf diese Weise zum Typus der jüdischen Frömmigkeit wurde, ist nun aber nichts weniger als das Ideal des gesetzestreuen Juden. Das Problem des Buches Hiob und vieler Psalmen, wie sich Armut und Unglück der Frommen mit der Gerechtigkeit Gottes vertragen, ist das Problem des Judentums *κατ' ἐξοχήν*. Und die spätere Zeit ist weit von der in Gottes unerforschliche Weisheit sich demütig und glaubensvoll ergebenden Höhe des Buches Hiob herabgesunken. Je gesetzhäufiger die ganze Frömmigkeit wurde, desto mehr trat alles unter den Gesichtspunkt der Leistung und Gegenleistung, desto öfter wird die Frage gestellt: was wird uns dafür? Die krasseste Vergeltungslehre beherrscht die Zeitgenossen des Herrn. Wurde bei jedem Unglück der Sünde nachgespürt, deren Strafe es sein sollte (Luk. 13, 1 ff.; Joh. 9, 2), so mußte die Armut doppelt schmerzlich empfunden

¹⁾ vgl. Schürer I (1890) 215. — ²⁾ Auch im Buche Henoch werden die Gerechten und Niedrigen oft zusammen genannt z. B. 25, 4.

werden. Das Wohlbefinden der Reichen ist ein peinigendes, religiöses Räthsel. „Euer Reichthum läßt euch als Gerechte erscheinen“, klagt bitter das Buch Henoch¹⁾. Um so brennender wird der Wunsch nach einer Umwälzung. „Ist um unfrethwillen die Welt geschaffen, warum besitzen wir nicht unser Erbtheil, die Welt? Wie lange soll doch dieses währen?“²⁾ Das ist der in naiver Dreistigkeit ausgesprochene maßgebende Gesichtspunkt des Spätjudenthums. Alles um der Juden willen, alles für die Juden. Es ist nun hier nicht der Ort, zu zeigen, in welcher Weise sich hieraus die eigenthümlichen eschatologischen Anschauungen jener Zeit ergeben, aber es wird ohne weiteres einleuchten, wie von diesem Standpunkte aus die Gier nach irdischen Gütern und Genüssen auch in die Zukunftshoffnungen Einzug hielt und dadurch die sonstigen, oft wahrhaft frommen Bilder des Reiches der Gerechtigkeit bedenklich getrübt werden. Reichthum und Wohlstand gehören zu der Wonne der messianischen Zeit.³⁾ Das ist eben der Fluch dieses unseligen Volkes, daß sich in seinem Leben und in seiner Frömmigkeit die tiefe Sehnsucht nach Gott mit einer wilden Gier nach irdischen Schätzen verbindet. Das ganze Judentum ist in letzter Linie ein großer weltgeschichtlicher Versuch, Gott und dem Mammon zu dienen.

So vereinigen sich religiöse und nationale Motive mit gemeiner Begehrlichkeit und blassem Neide zu dem „blutroten Haß“ gegen die Gewaltigen und Mächtigen, wie insbesondere gegen die Reichen, der ein charakteristisches Kennzeichen der spätjüdischen Litteratur ist. Die ganze Wildheit orientalischer Phantasie und die dem Judentum eigene Nachsucht erzeugen eine wahre „Geniali-

¹⁾ 96, 4 nach Dillmanns Übersetzung Leipzig 1853, auch Ann. dazu S. 308. Eine Verwendung der spätjüdischen Litteratur für neutestamentl. Zeitgeschichte hat, so notwendig sie erscheinen mag, immerhin ihre Bedenken, da in ihr sehr heterogene Elemente vereinigt und Zeitbestimmungen außerordentlich schwierig sind. Das Buch Henoch habe ich dennoch herangezogen, weil in ihm sehr eigenthümliche Anklänge an Redewendungen der Evangelien sowie Verwandtschaft mit den Anschauungen des Jakobus-Briefes sich finden, zudem seine Verwendung im Judasbrief Zeugniß davon ablegt, wie sehr es in den ältesten christlichen Gemeinden geschätzt wurde. — ²⁾ IV Esra 6, 59 citiert nach Frisjsche Libri apocryphi. Vet. Test. Leipzig 1871. S. 604. — ³⁾ Schürer II, 455 f.

Mo gge, d. irdliche Besitz.

tät des Hasses".¹⁾ Keine Strafe ist hart genug für die verhassten Mächthaber. Ein Streifzug durch diese Schriften mutet oft an wie ein Gang durch Dantes Hölle, nur daß hier nirgends wie bei dem großen Italiener die in ihrer zermalnenden Gerechtigkeit immer noch erkennbare göttliche Barmherzigkeit zu verspüren ist. Zu den furchtbaren Wehernisen, die das Buch Henoch, seine alttestamentliche Vorlage Jesaja 5, 8—25 weit überbietend, Cap. 94 bis 100 gegen alle Feinde der Gerechten (im jüdischen Sinne) ausstößt, sind besonders häufig die Verwünschungen der Reichen.

94, 7 ff. Wehe denen, welche ihre Häuser mit Sünde bauen, denn von Grund aus werden sie ausgerottet werden und durch's Schwert werden sie fallen; und die da Gold und Silber erwerben, im Gericht werden sie plötzlich umkommen. Wehe euch, ihr Reichen, denn auf euren Reichtum habt ihr vertraut, und aus eurem Reichtum werdet ihr heraus müssen, weil ihr an den Höchsten nicht gedacht habt in den Tagen eures Reichtums. Ihr habt Lästerung und Ungerechtigkeit begonnen und seid bereit geworden für den Tag des Blutvergießens und den Tag der Finsternis und den Tag des großen Gerichts. Solches spreche ich und thue es euch kund, daß euch von Grund aus zerstören wird, der euch geschaffen hat, und über euern Einsturz wird kein Erbarmen sein, und euer Schöpfer wird sich eures Untergangs freuen.

96, 5. Wehe euch, die ihr das Mark des Weizens esset und die Kraft der Wurzel der Quelle trinket und die Niedrigen niedertrtet mit eurer Kraft!

97, 8 ff. Wehe euch, die ihr Silber und Gold erwerbet, nicht in Gerechtigkeit und saget: „wir sind reich geworden, und haben Schätze und besitzen alles, was wir wünschen; und nun wollen wir ausführen, was wir denken, denn Silber haben wir zusammengebracht und unsere Vorrathshäuser gefüllt und wie Wasser so viel sind die, die unsere Häuser bestellen.“ Und wie Wasser wird zerinnen eure Lüge, denn der Reichtum wird euch nicht bleiben, sondern plötzlich wird er von euch aufsteigen, weil ihr alles mit Unrecht erworben habt, und ihr selbst werdet der großen Verdammnis anheim gegeben.

¹⁾ Bouffet S. 46.

98, 3. Es „fehlt ihnen (den Reichen und Mächtigen) Lehre und Weisheit, und dadurch werden sie unkommen zugleich mit ihren Schätzen und aller ihrer Herrlichkeit und Ehre und in Schmach und Tödtung und großer Armut wird ihr Geist in den feurigen Ofen geworfen werden.

99, 13. Wehe euch, die ihr eure Häuser mit der Arbeit anderer baut und deren Baustoffe nichts als Ziegel und Steine der Sünde¹⁾ sind: ich sage euch, daß ihr keinen Frieden habt.

103, 5 ff. Wehe euch, ihr Sünder, wenn ihr in euren Sünden sterbet und eures Gleichen über euch sagen: „selig sind sie, die Sünder, alle ihre Tage haben sie gesehen; und nun sind sie gestorben in Glück und Reichtum, und haben keine Trübsal und keine Hinnordnung gesehen in ihrem Leben; in Herrlichkeit sind sie gestorben und Gericht wurde an ihnen nicht vollzogen in ihrem Leben.“ Wisset ihr wohl, daß man in das Todtenreich ihre Seelen hinabfahren lassen wird, und sie es schlecht haben werden und groß sein wird ihre Trübsal? Und in die Finsternis und in die Umstrickung und in die brennende Flamme wird euer Geist eingehen beim großen Gericht Wehe euch, denn ihr habt keinen Frieden!

Das ist die Atmosphäre des Judentums zur Zeit des Herrn, sie ist schwanger von Haß und Neid. Was aber bei einem Buche, wie Genoch, noch gemildert wird durch den sittlichen Ernst des Verfassers, obwohl es auch hier oft eine Dual ist, Seiten über Seiten nichts als Verwünschungen zu lesen, wie mochte das klingen im Munde der Durchschnitts-Pharisäer. Und wie mußten die Seelen der Menschen hin- und hergezerrt werden in diesen ewigen Widersprüchen. Reichtum ein höchst erstrebenswertes Gut auch für den Frommen, und doch die Reichen die Gottlosen; Armut ein Zeichen von Frömmigkeit, und wieder ein Strafverhängnis Gottes, ein Tode, dessen Entfernung man erstreben mußte mit aller Kraft. Wahrlich, die Seele muß Folterqualen erleiden unter dem Deckmantel der Frömmigkeit. So sind im Spätjudentum soziale und religiöse Anschauungen und Motive zu einem schier unauflösliehen

¹⁾ Was hierbei aber alles unter den Begriff der Todsünde fällt, zeigt z. B. 98, 11: Wehe euch, ihr Verstockten, die ihr Böses thut und Blut esset so sollt ihr denn keinen Frieden haben.

Knäuel ineinander gewirrt und wirken vereint dazu, die Leidenschaften des Volkes zu entflammen. Haß aber ist der Grundton, auf den die Seele des Juden gestimmt ist.

Wer von hier aus (mit Bouffet) einen Blick auf die Gestalt Jesu wirft, wird erst völlig verstehen, welch eine grundsätzliche Wendung mit ihm in der Stellung zu reich und arm, in der Beurteilung des irdischen Besitzes eintritt. Was will es bedeuten, daß einzelne Aussprüche Jesu an Worte und Wendungen im Spätjudentum anklingen,¹⁾ die ganze Stimmung ist eine andere, der Geist ist ein neuer, statt auf den Haß ist alles auf die Liebe als Grundton gestimmt. Ebenso ist nach einer andern Seite ein Umschwung eingetreten, indem die rein eschatologische weltentfremdete Stimmung, wie sie noch bei Johannes dem Täufer sich findet, einer der Welt zugekehrten Anschauung Platz gemacht hat, die in der Welt nicht mehr allein Verworfenheit und Verkommenheit erblickt, sondern, ohne jemals von der Welt zu sein, doch in der Welt ein göttliches Arbeitsfeld erkennt und damit auch die Möglichkeit eröffnet, die materiellen Güter, mit denen Gott die Welt ausgestattet hat, mit andern Augen anzuschauen.²⁾

Der Blick auf das Spätjudentum zeigt aber auch mit voller Klarheit den Schlüssel zu Jesu verändertem Verhalten gegenüber dem irdischen Besitz. Ist es der Grundzug des Judentums, daß es Gott dienen will und dem Mammon, so vertritt der Herr die Restauration der Heiligen Schrift des Alten Testaments wider die Apokryphen, der Propheten gegen die Pharisäer. Dadurch aber stellt er von vornherein fest: „Es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Gott allein und sein Reich sind die einzigen realen Größen. Nichts kann mit ihnen verglichen werden, nichts kommt ihnen an Wert auch nur

¹⁾ 3. B. Genosch 97, 8 ff. und Luk. 12, 16 ff.; 5. 103, 5 ff. und Luk. 16, 19 ff. 2c. — ²⁾ Es ist ein ganz ähnlicher Umschwung wie auf dem verwandten Gebiete der Stellung zu den Mächtigen und Herrschern. Im Spätjudentum glühender Haß gegen sie (vgl. 3. B. Genosch 54, 1–5, auch das Verhalten der Pharisäer gegenüber der römischen Macht im N. Test.), bei Jesus keine Spur davon. Sie verschwinden gewissermaßen aus seinem Gesichtskreis, gehören einem ganz andern Gebiet, einer andern Welt an, sie werden ein Gegenstand kühler objektiver Betrachtung. „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt, so soll es nicht sein unter euch.“

annähernd gleich (Mtth. 13, 44 ff.). Darum will Gott aber auch ein ungeteiltes, nur ihm gehörendes Herz. Das ist die Hauptsache, alles andere Nebensache. Die Unterschiede auf der Erde, so groß, wenn man mitten unter ihnen steht, werden klein und verschwinden für ein Herz, das emporstrebt zu Gott.

Aus diesen Erörterungen ergeben sich ganz von selbst einige Folgerungen über das Verhalten des Herrn zum irdischen Besitz, wie zu reich und arm.

1. Vor allem scheidet Jesus schlechthin von seiner Thätigkeit aus, was lediglich in der Sphäre des Irdischen liegt. Er lehnt es ab, (Luk. 12, 14) Richter oder Erbschlichter zu sein zwischen streitenden Brüdern. Das Verhalten des Herrn in diesem einzelnen Falle ist für unser Gebiet ebenso bedeutungsvoll, wie die Antwort beim Zinsgroschen für das politische. Man darf die Tragweite solcher Aussprüche nicht, wie neuerdings vielfach geschieht,¹⁾ herabsetzen, sie sind lebendige Keime, die im Laufe der Zeit ihre ganze fruchtbringende Kraft entfalten. So wird der Historiker Ranke²⁾ Recht behalten gegenüber den Theologen, wenn er die weltgeschichtliche Bedeutung des Wortes vom Zinsgroschen hervorhebt, und so muß auch das Wort vom Erbschlichter in dem sozialen Gebiet als grundsätzliche Darlegung Jesu betrachtet werden, wenn seine Bedeutung in vollem Maße gewürdigt werden soll. Rechtsfragen über Eigentumsverhältnisse, überhaupt Fragen, in denen es sich lediglich um irdische Dinge handelt, entscheidet der Herr nicht. B. Weiß³⁾ bemerkt, freilich in sehr rhetorischen Ausführungen: „Es wäre ihm (Jesus) ein Leichtes gewesen mit einem seiner herzbezwingenden Worte den Bruderzwist zu schlichten. Warum thut er es nicht?“ Aber diese Frage verschiebt unwillkürlich die Bedeutung des Wortes. Wäre es möglich gewesen, mit einer Mahnung zur Verträglichkeit den Streit beizulegen, der Herr hätte es sicher gethan. Aber der eine Bruder wollte die Autorität Jesu, wenn auch nur als moralisches Zwangsmittel, für sich gegen seinen Bruder ins Feld führen, die Frage also schließlich doch auf einen Rechtshandel hinausführen, darum weist ihn der Herr zurück und lehnt es damit grundsätzlich ab, mit dem Gewicht seiner Persön-

¹⁾ S. Weiß, Reich Gottes. S. 40. Bouffet a. a. D. S. 71 Anm. —

²⁾ Weltgesch., Volksausg. II. S. 86. — ³⁾ Vom ird. Gut. Hamburg 1893.

lichkeit in das Gebiet des Rechts und der juristischen oder volkswirtschaftlichen Technik einzugreifen. In dieser klaren und bewußten Beschränkung auf das religiöse Gebiet liegt ein Teil der Größe des Herrn. Hierauf konzentrierte er alle Energie seines Wirkens, und überließ die Auswirkung der von ihm geweckten Kräfte in allen andern Gebieten des Lebens getrost seinem himmlischen Vater, der Zeit, die die Sauerteignatur des Reiches Gottes offenbaren würde, und — der Arbeit seiner Jünger, die gelehrt vom heiligen Geist, größere Werke, denn er thun sollten (Joh. 14, 12. 26).

Diese Selbstbeschränkung hat der Herr auf das Strengste durchgeführt. Daher kommt es, daß seine Predigt, wie schon oft bemerkt ist,¹⁾ auf bestimmte soziale Verhältnisse weit weniger eingeht, als die Predigt einzelner Propheten und noch Johannes des Täuflers. Des Herrn ganzes Streben geht niemals auf Verbesserung einzelner sozialer Verhältnisse, sondern auf Besserung der Menschen, nicht auf irgend eine Art von Glückseligkeit, sondern auf Seligkeit. Jeglicher Eudämonismus, der im Grunde stets nur als eine Form des Mammonsdienstes erscheint, ist bei Jesus überwunden. Der einzelnen umgewandelten Persönlichkeit aber läßt der Herr ein weit größeres Maß persönlicher Freiheit, auch in ihrer Stellung zur Welt und ihren Gütern, als die Propheten und Johannes der Täufer, bei denen doch immer wieder ein gesetzlicher Zug durchbricht. Recht bezeichnend dafür ist ein Vergleich zwischen Luk. 3, 12 f., der Zöllnerpredigt des Johannes und Luk. 19, 8, dem Besuch des Herrn bei Zachäus. Dort stellt Johannes ganz bestimmte Forderungen sozialer Art an die Zöllner, giebt ihnen gewissermaßen ein Gesetz für ihren Stand, hier dient der Herr dem religiösen Bedürfnis des Zachäus und dieser, dadurch im Innersten bewegt, zieht selbst, aus dem Antrieb des umgewandelten Herzens heraus, die, nachher von Jesus freudig anerkannte Folgerung für sein soziales Verhalten und die Verwaltung seines irdischen Besitzes.

1) J. B. Bouffet a. a. O. S. 50: „Die Propheten waren in ihren sittlichen Predigten viel sozialer, an den bestimmten Gesichtskreis des Volkes gebunden, Jesu sittliche Forderungen sind im tiefsten Grunde universal, sie gehen aufs allgemein menschliche, sind deshalb individueller und viel reicher und mannigfaltiger.“

Daß Jesu soziale Predigt, also insbesondere auch seine Predigt wider die Reichen, im Rahmen seiner gesamten Verkündigung keinen allzugroßen Umfang gehabt haben kann, ersehen wir am besten daraus, daß sie niemals Grund zu Anfeindungen wird. Der junge Reiche ist mit den Jüngern betrübt und erstaunt über die gänzlich unerwartete Schroffheit des Herrn. Joh. 12, 42 wird sogar ausdrücklich hervorgehoben, daß Jesus auch in den vornehmen Kreisen großen Anhang gehabt habe, der aber, eingeschüchtert durch den Parteiterrorismus der Pharisäer, zu feige war, offen Farbe zu bekennen. Religiöse Fragen über Sabbatsheiligung und Reinigungsvorschriften führen in erster Linie zu Zermürfungen zwischen Jesus und den Machthabern. Mehrfach wird berichtet, daß Versuche, dem Herrn auf dem religiösen, politischen und sozialen Grenzgebiet der Steuerfragen Fallen zu stellen, mißlangen (Mtth. 17, 24 ; 22, 15 ff.) Jesus kämpft viel mehr mit den Pharisäern als mit den Sadducäern. Ohne Frage ist er auch gegen diese und gegen ihr üppiges Leben aufgetreten, so ist es wahrscheinlich, daß das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus nicht, wie Luk. 16, 14 will, an die Pharisäer, sondern in erster Linie an die Sadducäer gerichtet war.¹⁾ Aber auch die Sadducäer greifen Jesus niemals solcher Äußerungen wegen an, sondern stellen ihm ebenfalls religiöse Dixerfragen. Die einzige Spur von Anklagen, daß der Herr auf das soziale Gebiet übergegriffen habe, ist die Anschuldigung der Hohenpriester vor Pilatus bei Luk. 23, 2, er verbiete dem Kaiser Zins zu geben. Aber diese Anklage schlägt allen Thatsachen ins Gesicht, so daß sie nur äußerster Verlegenheit und Verlogenheit entsprungen sein kann, wenn sie nicht etwa ein Zusatz der Lukasquelle ist, da die andern Evangelien nichts von ihr wissen.²⁾

So ist es eine übertriebene Behauptung von Naumann,³⁾ daß Jesus „immer wieder von reich und arm geredet“ habe. Selbst bei Lukas, der nach seinen Quellen die meisten Aussprüche Jesu über dieses Thema gebracht hat, verschwinden diese Fragen mit dem Eintritt in Jesu Christi größte Zeit, in die Leidenszeit, und kein Evangelist hat uns ein Wort des Auferstandenen aufbewahrt,

1) So auch Beyschlag l. Z. II, 343 Anm.. — 2) So F. Weiß b. Meyer „Wahrscheinlich erst von Lukas, der damit wohl die Anklagen, welche seine Zeit gegen die Christen erhob, wiedergiebt.“ — 3) Jesus als Volksmann, S. 6.

das auch nur entfernt diese Gebiete streifte. Das wäre beides gar nicht denkbar, wenn die Stellung zu reich und arm so sehr, wie Raumann in seinen Schriften betont, im Mittelpunkt der Gedanken des Herrn gestanden hätte.

2. Nur eine einfache Folgerung aus dem Vorhergehenden ist es, daß Jesus im persönlichen Verkehr von Angesicht zu Angesicht selbstverständlich keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen macht. Er sieht Welt und Menschen nicht „unter dem Gesichtswinkel der Hungrigen und Armen“, sondern *sub specie aeternitatis* an; er merkt auf das, was im, nicht, was am Menschen ist. So hat er gleichermaßen Zeit für Nikodemus und die Samariterin. Genes aus dem Englischen stammende Wort, wonach der Herr im Gegensatz zur heutigen Kirche „mit den Armen aß und den Reichen predigte“, schießt danach weit über das Ziel hinaus. Jesus saß zu Tisch beim Pharisäer (Luk. 7, 36; 14, 1), wie beim Zöllner, und soll auch ohne weiteres zugestanden werden, daß er sich bei Letzteren oft wohler gefühlt hat, als bei den kalten Schriftgelehrten, so hat er doch nicht deren Häuser gemieden, wo sie seine Anwesenheit begehrten. Freilich, wer nach Art der Welt meinen wollte, der Reiche könne mehr Achtung, größere Rücksicht verlangen wie der Arme, würde sich in Jesu gründlich täuschen. „Ihm ist die Lebensgeschichte jedes Armsten mindestens so wichtig und interessant wie die des Reichsten und Mächtigsten.“¹⁾ Was fragt nach Purpur und köstlicher Leinwand oder zerrissenen Lumpen, nach weichen Kleidern oder härenem Gewande, wer gleich dem Herrn durch die Hüllen zu den Herzen der Menschen vordringen will. Derselbe Jesus, den die Lillie auf dem Felde zum Preise der Schönheit in der Schöpfung Gottes treibt, bleibt völlig unbewegt beim Anblick des mit Gold überladenen, von köstlichem Gestein und Weihgeschenken prangenden Tempels. „Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde“, ist sein einziger Gedanke (Mark. 13, 1 u. 2). Wo er einen Reichen sieht, der in üppigem Nichtstun seine Zeit verbringt, während die hungernden und verkommenen Armen vor seiner Thüre liegen, täuscht ihn kein Leben in Herrlichkeit. Vor seinem durchdringenden Blick zerfließt alle

¹⁾ Raumann, Jesus als Volksmann, S. 9.

die Pracht in nichts, und dahinter lodern die Flammen der Hölle. Aber andrerseits ladet er sich selbst wieder bei dem reichen Oberzöllner zu Gaste, ohne Rücksicht auf das Murren der Menge (Luk. 19, 7), die sich darüber aufhält, daß er bei dem übel berücktigten Ausbeuter, dem in der Wahl seiner Mittel wenig wählerischen Großkapitalisten einkehrt. Mögen viele Menschen Sklaven der Reichen sein und es nicht wagen, gegen die Mächtigen dieser Erde den Mund aufzuthun, mögen andere Sklaven der Volksmenge sein und sich knechten lassen von der öffentlichen Meinung, Jesus Christus ist „der Herr“, der Herr über Reiche und Arme, ein Herr hoch über Menschengunst und Menschenfurcht erhaben, der in dem Menschen vor allem ein unsterblich Teil sieht, das er erretten, erlösen, beleben will. Dabei sieht er wohl, wie viel ein jeder von seiner Umgebung abhängig ist, er sieht es und kann darum viel verzeihen, aber noch mehr erblickt er in jedem eine einzigartige und unendlich wertvolle Seele, darum tritt der Stand und Beruf in seinen Augen zurück gegen den Menschen. Nie läßt er den Ruf des Standes den einzelnen entgelten.

3. Das war in Israel anders. Bei der eigenartigen Verquickung religiöser und sozialer Momente, die alle Lebensäußerungen des Volkes beeinflusste, konnte es geschehen, daß ganze Stände um der Art und Weise willen, wie sie ihren Unterhalt erwarben, versehen wurden, während andrerseits recht unsaubere, aber Gewinn bringende Praktiken sich mit dem Deckmantel der Frömmigkeit schmückten. War Reinheit im gesellichen Sinne, Vermeidung jeder Berührung mit Heiden die erste Pflicht, so konnten ganze Berufsarten und Erwerbszweige, die mit den politisch verhassten Römern viel in Berührung kamen, von vornherein, auch ganz abgesehen davon, wie sie ihren Beruf betrieben, für unrein und damit für irreligiös, für unfromm gelten, z. B. die Zöllner. Dagegen war das Feilschen und Wechseln der Verkäufer und Krämer im Tempel gar kein Ärgernis mehr, wo dem gesellichen Gottesdienst solche Bedeutung beigemessen wurde. An diesem Punkte setzt Jesu Thätigkeit besonders ein, hier aber zeigt sich auch einleuchtend klar, daß er gar nicht durch soziale, sondern lediglich durch religiöse Gesichtspunkte geleitet wird. Denn würde der Gegensatz von Reich und Arm auch nur im Geringsten sein Verhalten bestimmen, so

würde sein Verhältnis zu den Zöllnern, diesem Arthypus des „ausbeutenden Unternehmertums“ schlechthin unverstänlich sein. Die frommen Pharisäer, wie die ausgeplünderte Menge mußten daran gleichen Anstoß nehmen. Jesus fragt nicht danach. Er nimmt einen Zöllner in seinen Apostelkreis auf, einen anderen stellt er als Vorbild hin, eines dritten Haus segnet er mit seiner Gegenwart, was kümmert es ihn, ob die Menge murt und die Pharisäer schelten, ob reich oder arm, wenn Seelen irgendwo dürsten nach dem Wasser des Lebens. Wo jedoch Habsucht aus der Gottseligkeit ein Gewerbe macht, wo Bier nach dem roten Golde Gottes Tempel aus einem Bethaus in eine Mördergrube verwandelt, da erhebt seine Seele in göttlichem Zorn, und der tausende Schlag der Geißel in seiner Hand jagt das unheilige, schachernde Gefindel von dannen. So lehnt sich der Herr gegen jede Vermischung religiöser und sozialer Verhältnisse auf. Weil er der Eckstein ist, an dem sich die Geister scheiden, kann er keine andere Scheidewand unter den Menschen als berechtigt anerkennen.

Auch diese ganze Erörterung bestätigt den Satz, daß der Herr im Grunde gleichgiltig dem Unterschied von Reich und Arm gegenübersteht. Den Reichtum insbesondere haßt er nicht, wohl aber betont er auf das energischste die einfache Wahrheit, daß der Reichtum an sich gar nichts helfe für das ewige Leben. Mag Raumann noch so viele Stellen zusammentragen, wobei er mit Vorliebe das Lukasevangelium benutzt, er wird einen unbefangenen Leser der ganzen Evangelien nicht glauben machen, daß die Frage nach reich und arm eine so große Bedeutung im Leben des Herrn hat, wie er will. Wir sind Raumann herzlich dankbar, daß er mitgeholfen hat, eine lange Zeit nicht genügend beachtete Seite in der Erscheinung Jesu Christi in ein helles Licht zu stellen, aber ein wenig Wasser in seinen feurigen Wein zu gießen thut not, so undankbar auch unter Umständen diese Aufgabe sein mag. Ein kurzer Blick in die Stimmung des Spätjudentums hat uns dabei gute Dienste geleistet, indem er uns das Auftreten des Herrn auch geschichtlich betrachtet als einen Wendepunkt in der Stellung der Frommen zum irdischen Besitz klarlegte. Diese eingetretene Wendung kommt zum Ausdruck in der veränderten Bedeutung, welche die Bezeichnung *anawim* oder *anijim* in Jesu Munde erhalten hat. Matthäus hat das wohl

bemerkt und die neue Färbung durch den Zusatz $\pi\tau\omega\chi\omicron\iota$ τῷ πνεύματι wiedergeben wollen. Es liegt darin ein ganz bedeutender Fortschritt. Dieser Zusatz gehört mit zu den Punkten, die das Christentum zur Weltmission tauglich machen. Die Armut hört auf, an sich fromm zu sein, wenn der Arme nicht zugleich arm τῷ πνεύματι ist, d. h. das gierige Streben nach irdischen Gütern, die Sehnsucht des Herzens nach dem Golde getilgt hat. Damit ist aber auch dem Reichen die Möglichkeit gegeben, $\pi\tau\omega\chi\omicron\varsigma$ τῷ πνεύματι zu werden, wenn er nicht auf den Reichtum sich verläßt, sondern für sein eigenes Selbstbewußtsein arm ist, und unumwunden anerkennt, daß seine Schätze ihm gar nichts nützen können für das Heil seiner Seele im Gerichte vor Gott.¹⁾

Indem Jesus in dieser Weise auf spezifisch soziales Wirken verzichtet und einfach den großen sozialen Unterschied von reich und arm als indifferent für das Reich Gottes erklärt, bringt er in Wirklichkeit eine der umfassendsten sozialen Umwälzungen hervor, die die Weltgeschichte kennt. Wo Zustände herrschen, in denen religiöse und soziale Strömungen mit einander völlig verquickt sind, erzeugt schon die einfache Heraushebung rein religiöser Motive, und das Verlangen, dieselben unverworren mit anderen Dingen zur Darstellung bringen zu können, starke soziale Rückwirkungen. Wenn die Schranken fielen, welche die äußeren Reinigungsvorschriften aufrichteten, wenn der gesetzestreuge Jude ungehindert mit dem Samariter verkehren konnte, wenn Reichtum nicht mehr der Gottlosigkeit von vornherein verdächtig machte, wenn selbst der verachtete Zöllner wieder als Mensch galt, ja nicht einmal seinen Zoll zu verlassen brauchte,²⁾ um sein Ansehen unter den Menschen wiederherzustellen, dann brach das alte Judentum mit seinem Kastenwesen auch nach der sozialen Seite unrettbar zusammen. Ein neues Gemeinwesen mußte auf neuer Grundlage entstehen, wenn einmal die religiöse Sanktionierung sozialer Fesseln ein Ende hatte. Die Pharisäer haben das unbewußt empfunden. Mit dem Instinkte des Hasses ahnten sie, daß sie um ihre Existenz kämpften, wenn sie

¹⁾ Diese neuerdings von Rabisch (Theol. Stud. u. Krit. 1896 S. 195 ff.) gegebene Erklärung, die gerade auch der sozialen Beziehung der ersten Seligpreisung gerecht wird, scheint mir bei weitem die treffendste und beste zu sein. — ²⁾ Das wird nur von Matthäus, dem Apostel, verlangt.

Jesus entgegentraten. Jesus aber legte in ihre Stellung noch eine neue Bresche, indem er als oberstes Gesetz für das Verhältnis der Menschen unter einander anstelle der gesetzlichen Pflichtenlehre der Rabbinen das königliche Gesetz der Liebe proklamierte.

Die Stellung des Herrn zum irdischen Besitz kann gar nicht verstanden werden ohne Berücksichtigung dieses zweiten großen Grundsatzes, den der Herr aufstellt, indem er neben dem Gebot: „Du sollst Gott lieben“ unmittelbar das andere, ihm gleiche erneuert: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“ und die unauflöslliche Verbindung der beiden miteinander klarlegt. Das Leben des Herrn erhält in Bezug auf alle irdischen Dinge sein Gepräge durch die Geschlossenheit, mit der Jesus als Prinzip des Lebens durchführt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.“ An sich bedingt auch dieser Satz keinerlei Stellungnahme zu reich und arm. Not aller Art hat etwas ausgleichendes, irdische Unterschiede zurücksetzendes. Barmherzigkeit ist ein rein menschliches Gefühl (der barmherzige Samariter). So pflegt und heilt der Herr die Kranken ohne Unterschied des Standes und Besitzes. „Die Liebe Christi sendet ihre Strahlen nie nur nach einer Seite, sondern wie die Sonne belebend nach allen Seiten von ihrem alles beherrschenden Mittelpunkt aus“. ¹⁾ Der reiche Hauptmann (Luk. 7, 5) und der bettelarme Kranke am Teiche Bethesda (Joh. 5, 7), der Synagogenvorsteher Jairus und die blinden Bettler am Wege sind seiner Fürsorge gleicherweise sicher. Aber ohne Frage brauchten die Armen mehr seine Dienste als die Reichen. Ein jeder, der dienen will, wird dadurch ganz von selbst in die Kreise der Bedrückten und Niedrigen hineingetrieben. Da ist das Elend am größten, und die Mittel zur Abhilfe sind meist nur gering, besonders in damaliger Zeit. So erhält durch Jesu dienende Liebe der weitere Kreis, der ihn umgiebt, sein Gepräge. „Zöllner und Sünder“, deren religiösen Bedürfnissen zu dienen die Pharisäer zu rein waren, Kranke, die man damals einfach ausstieß und verkommen ließ, und Arme, die sich nach einem froh machenden Worte sehnten, umdrängen den Herrn auf Schritt und Tritt. In diesen Schichten der Bevölkerung liegt, wenigstens quantitativ,

¹⁾ Wichern Denkschrift über die „Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“ Hamburg 1849 S. 83.

die Hauptthätigkeit des Herrn, ihnen dient er in der mannigfachsten Weise durch Wort und That.

Für die Werthschätzung, die der Herr dem irdischen Besitz und besonders dem Geld beilegt, ist es nun charakteristisch, daß Jesus so gut wie nie durch Geldunterstützungen hilft. Während die Pharisäer auf das Almosengeben so hohes Gewicht legen, daß es eigentlich bei ihnen als die einzige Art der Wohlthätigkeit gilt, ist uns an keiner Stelle der Evangelien ein Beispiel aufbewahrt, daß der Herr Almosen gegeben hätte. Ohne Zweifel hat er gelegentlich auch durch eine Geldspende geholfen (Mtth. 26, 9; Joh. 13, 29), aber die Thatsache, daß nirgends etwas Besonderes darüber mitgeteilt ist, beweist deutlich, wie nebensächlich und geringwertig diese Art der Hilfeleistung in den Augen des Herrn war. Jesus half durch persönliche Dienstleistungen. Übertrieben ist es wohl, wenn Naumann gelegentlich bemerkt, der Herr habe seine beste Kraft dazu verwendet, die Massen zu speisen. Die Speisung erfolgte erst, nachdem Jesus seine beste Kraft dazu verwendet hatte, ihnen das Brot des Lebens auszuteilen. Aber das ist sicher, daß Jesus seine ganze Kraft daran gesetzt hat bei der Heilung von Kranken und Besessenen, wie bei stillen, seelsorgerlichen Gesprächen.¹⁾ Er lebte unter dem Volke und mit dem Volke, er war immer zu sprechen, immer bereit zu dienen, er verzehrte sein Leben im Dienste des Herrn, indem er es zubrachte im Dienste der Verstoßenen und Geringen. Das war mehr, als wenn er große Summen blinkender Denare verteilt hätte.

Diese Liebesthätigkeit bringt den Herrn bald in einen gewissen Gegensatz zu den führenden und auch zu den besitzenden Kreisen seines Volkes. Zunächst stoßen auch hier die entgegengesetzten religiösen Anschauungen aufeinander. Die Barmherzigkeit und Liebe, die der Herr wieder in den Mittelpunkt des Gesetzes stellte, (Mtth. 12, 7; 23, 23) war im Pharisäismus völlig in die Peripherie

¹⁾ Mit Recht bemerkt Titius a. a. O. S. 53., daß Jesu Heilthätigkeit kein müheloses Geschäft gewesen sei, sondern wie jede andere wirkliche Thätigkeit viel Zeit, Arbeit und Gebet erfordert habe. Wenn er aber die gegenteilige Ansicht schon als ein „in den Evangelien vorliegendes Vorurteil“ bezeichnet, so erscheint das nicht ohne Weiteres berechtigt, angesichts Stellen wie: Mark. 2, 9; 7, 33 f.; 8, 22 ff.; 9, 29. Joh. 9, 6; 11, 33. 38. 43 u. a. m.

gerückt. Das beweist schon der Sprachgebrauch, der eigentlich nur den Pharisäer noch als Nächsten erscheinen ließ.¹⁾ Der Widerstreit von Geseßlichkeit und Barmherzigkeit, z. B. bei Sabbatsheilungen, führte die ersten Zerwürfnisse des Herrn mit den Pharisäern herbei.

Trat in dieser Weise bei Jesu die Barmherzigkeit in den Vordergrund, so konnte auch ein innerer Gegensatz zu vielen Reichen nicht ausbleiben. Gewiß wird es auch damals in Israel Reiche gegeben haben, die ihren Besitz gebrauchten wie Hiob (29, 12 ff.), der von sich sagen kam: „ich rettete den Elenden, der um Hilfe schrie und die Waise, die keinen Helfer hatte. Ange war ich dem Blinden und Fuß war ich dem Lahmen. Ein Vater war ich den Armen und die Rechtsache des mir Unbekannten untersuchte ich.“ Spuren solcher Persönlichkeiten finden wir im engeren Jüngerkreise und über ihn hinaus in einem Nikodemus und Joseph von Arimathia. Aber ohne Frage waren solche Männer nur sparsam gesät. Auch abgesehen von den besonderen orientalischen und zeitgeschichtlichen Verhältnissen, die Rücksichtslosigkeit und Sinnlichkeit bei den Reichen beförderten,²⁾ ist es eine nur zu allgemeine Erfahrung, daß Besitz und Schätze den Durchschnittsmenschen leicht träge, satt und selbstfüchtig machen, auch selbst auf edlere Naturen leicht einen dämonischen Einfluß ausüben. Wer selbst aus dem Vollen schöpft und keine eigentliche Not kennen gelernt hat, wird leicht unempfindlich für fremde Not. Solchen Reichen mochte der Herr oft genug begegnet sein, und er hätte nicht der Freund der Mühseligen und Beladenen sein müssen, wenn er über ihr Betragen nicht im Geiste ergrimmt wäre. Es ist zwar sehr modern ausgedrückt, hat aber einen durchaus berechtigten Kern, wenn D. Holzmair³⁾ bei Jesu eine „klar bewußte Werthschätzung des Menschen nur nach dem Maßstabe der gemeinnützigen Arbeitsleistung“ findet. Der Herr, dessen ganzes Leben Hingabe und Dienen ist, hat nichts übrig für die, welche kalt sich selbst und ihrem Willen leben. In diesem Sinne ist es, wenn auch geschichtlich vielleicht ungenau, so

¹⁾ Sie nannten sich schlechtweg *chaberim* „Nächste.“ Schürer a. a. D. II, 331 f. — ²⁾ Vgl. Titius a. a. D. 77. — ³⁾ Jesus Christus und das Gemeinschaftsleben der Menschen, Freiburg Br. 1893 S. 14.

doch dem Geiste nach eine treffliche Erklärung, die N. v. Gebhardt,¹⁾ im Anschluß an eine alte Version des Hebräerevangeliums, im Bilde aus der Situation heraus zu dem Wort an den jungen Reichen gegeben hat. Da sitzt der Herr, umgeben von Armen und Blinden, Kranken und Krüppeln erbärmlichster und ekelhaftester Art. Es ist, als ob er dem prächtig gekleideten jungen Manne sagen wollte: „Kannst du all das Elend mit ansehen und dann noch einen Augenblick zweifelhaft sein, was du zu thun hast?“ Der Herr, der die Welt einst richten wird nach der Frage: Habt ihr die Hungrigen gespeist? ist ein gewaltiger Ankläger derer, die sie im Leben um sich hatten und nicht speisten. Reiche, die für solche Fragen, solche Aufgaben keinen Sinn haben, sind ungeschickt zum Reiche Gottes, ihnen wird ihr Besitz zu einem Hindernis, dessen Überwindung nur mit Gottes besonderer Hilfe möglich ist. Hier wird des Herrn liebevolle Mahnung zum erschütternden Bußruf, der die Sicheren aufschrecken soll aus ihrer Ruhe, damit sie auch einmal die Kehrseite ihrer Lage erblicken und merken, wie ihre geliebten Schätze ihnen nicht nur willkommenene Freunde, sondern auch gefahrdrohende Feinde werden können. Aber selbst bei den Drohungen des Gerichtes ist Rettung immer noch des Herrn letztes Ziel, reiche Thoren ermahnt er, nach Schätzen im Himmel zu streben, den reichen Mann verweist er auf Moses und die Propheten, und nach dem fürchterlichen Wort, daß ein Reicher schwerer ins Himmelreich komme, als ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, fügt er voller Erbarmen den Trost hinzu: „Was bei Menschen unmöglich ist, ist immer noch möglich bei Gott.“ So treibt die Liebe zum Nächsten den Herrn dazu, gegen die Reichen zu Zeiten Stellung zu nehmen, aber dieselbe Liebe verhindert ihn, erbarmungslos über sie abzuurteilen, vielmehr lehrt er sie auch noch den Weg der Gerechtigkeit finden.



¹⁾ In der Kunsthalle zu Düsseldorf.

4. Aussprüche Jesu über den irdischen Besitz.

 Einige Bemerkungen über das für unsere Untersuchung besonders wichtige sechszehnte Kapitel des Lukasevangeliums werden am besten die folgenden Erörterungen einleiten.

Luk. 16 enthält die beiden Gleichnisse vom ungerechten Haushalter und vom reichen Mann und armen Lazarus. Zwischen beiden liegen eine Reihe einzelner, ursprünglich jedenfalls in anderm Zusammenhang gesprochener Worte (vgl. 16, 16 mit Matth. 11, 12) Sicher ist, daß bereits B. 13 zu diesen Worten gehört, wenigstens scheint der Zusammenhang bei Matthäus ungezwungen und ursprünglich zu sein. Die einfache Geschlossenheit des Wesens, die in der Forderung des „einfachen Auges“ zum Ausdruck kommt, setzt sich ganz ungezwungen fort in der weiteren Forderung, Gott allein zu dienen, während bei Lukas das Wort sachlich isoliert steht und in diesen Zusammenhang augenscheinlich nur aufgenommen ist, weil es auch vom Mammon handelt.¹⁾ Schwierigkeiten machen die Verse 8—12. S. Weiß²⁾ hat in ihnen drei aufeinander folgende Deutungen des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter gefunden. Die erste B. 8 rühre von Jesus her und sei die ursprüngliche; die zweite B. 9 entstamme der Lukasquelle und sei eine allegorische Deutung der ebjonitischen Urgemeinde; die dritte endlich B. 10—12 sei ein von Lukas der Parabel von den Pfunden entnommenes und hier als Korrektiv gegen mißverständliche Deutung des Gleichnisses eingeschobenes Herrnwort.

¹⁾ Daß die Bedeutung bei Matth. „äußerst feinsinnig“ ist und „gewiß dem Sinne Jesu entspricht“ bemerkt auch Joh. Weiß *Reich Gottes*, S. 44. Die Ordnung bei Lukas bevorzugt B. Weiß zu Matth. 6, 24 und L. S. II, 71 — ²⁾ Im Lukas-Komm. v. Meyer und „Mitteilungen des Ev. foz. Kongresses“ Dez. 94 u. Jan. 95.

Am schlechtesten kommt hierbei B. 9 weg, wo nach F. Weiß der Reichtum an sich als Sünde bezeichnet wird, was auf die ebionitische Quelle zurückführe. Sollte nicht aber doch vielleicht auch dieses Wort ein Ausspruch des Herrn gewesen sein? Die an das Hebräische anklingenden Wendungen, auf welche Feine¹⁾ aufmerksam macht (ἐκ τοῦ μαμωνᾶ τῆς ἀδικίας und ἵνα . . . δέξωνται ὑμᾶς εἰς τὰς αἰωνίους σκηνάς) könnten freilich noch auf Rechnung der palästinenfischen Quelle gesetzt werden. Dagegen läßt auf den Herrn als Urheber schließen der Ausdruck ὅταν ἐκλήτῃ, was in erster Linie wohl vom Tode zu verstehen ist, denn Jesus weist, wie wir nachher noch sehen werden, öfters auf den Tod als das Ende des Reichtums hin. Ebenso hat der Ausdruck εἰς τὰς αἰωνίους σκηνάς in dem Munde des Herrn nichts Befremdendes. Die zu Grunde liegende Anschauung ist im Neuen Testamente (wie auch im Spätjudentum) so häufig (z. B. 2. Kor. 5 und Apok.), daß sie zweifellos auch von dem Herrn verwendet ist (Joh. 14, 2). Und hat man zum Beweise, daß B. 10—12 ein Herrnwort sei, auf das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden als auf ein Stück gleichartigen Inhalts hingewiesen, so können wir auch für B. 9 Situationen finden, in die er wohl hineinpafst. Bezeichnet nämlich μαμωνᾶ τῆς ἀδικίας (ähnlich wie B. 8 οὐκ νόμος τῆς ἀδικίας) einen Besitz, an dem ein Unrecht haftet, der in irgend einer Weise unrechtmäßig erworben ist, so könnte man B. 9 bei einer Gelegenheit, wie bei dem vom Herrn gerne angenommenen Versprechen des Zachäus in Jesu Munde wohl verstehen (vgl. übrigens auch Eph. 4, 28).

Es geht also das Gleichnis vom ungerechten Haushalter bis B. 8. B. 9—18 sind eine Reihe von Herrnworten eingefügt, deren Zusammenhang Lukas (oder seine Quelle?) nicht mehr feststellen konnte, die ihm aber wert schienen, aufbewahrt zu werden. Gerade an dieser Stelle hat der Evangelist die Worte aufgenommen, weil sie ihm das soeben erzählte Gleichnis zu illustrieren, bezw. zu ergänzen schienen, wir werden sie jedoch für unsern Zweck gesondert betrachten. Zu unserer Annahme, die also in B. 9 und den folgenden nicht wie Johannes Weiß neue Deutungen des Gleichnisses, sondern ihm zwanglos angefügte Herrnworte sieht, stimmt auch, daß gerade bei B. 9 mit einem „und ich sage euch“ ein neuer Abschnitt an-

¹⁾ a. a. O. S. 82.

geündigt wird, worauf dann bis B. 13 sich einfach Spruch an Spruch reiht¹⁾. Auch werden in dem Kapitel sehr verschiedene Situationen vorausgesetzt. B. 1–8 kann in der That nur zu den Jüngern, den Kindern des Lichtes, gesprochen sein, wie B. 1 angiebt. B. 9 hat für die Jünger überhaupt keinen Sinn, sondern setzt ganz andere Zuhörer voraus, B. 14 werden ausdrücklich Pharisäer als Zuhörer genannt.

Nach diesen kurzen exegetisch-kritischen Bemerkungen, die im Wiederholungen zu vermeiden und den Stoff zu fichten, an die Spitze gesetzt wurden, können wir den Versuch machen, die wichtigsten Worte und Aussprüche des Herrn über den irdischen Besitz und seine Verwendung im Zusammenhange darzustellen. Als den eigentlich grundlegenden Ausspruch über die Stellung des Herrn zum irdischen Besitz haben wir bereits das Wort erkannt: ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Das ist eins jener ewig unvergänglichen Worte, die blickartig die Situation erleuchten und für alle Zeiten den Gedanken der Menschen ihre feste Bahn anweisen. Durch dieses Wort ist ein für allemal der Mammon zum obersten Götzen der Welt gestempelt. Jedenfalls rührt diese Bedeutung des Wortes Mammon erst von dem Herrn her. Das Wort μαμωνά ist damals wohl im Sprachgebrauch üblich gewesen als der „alle Art von Besitz, Erwerb und Gewinn einheitlich zusammenfassende Ausdruck, eine Wertbezeichnung wie das deutsche Geld“²⁾. Auch das Neue Testament läßt noch diesen Sprachgebrauch erkennen in Luk. 16, 9 und 11, wo Mammon erst durch die betreffenden Zusätze seine üble Bedeutung bekommt. Der Herr hat dann gerade dieses scheinbar harmlose Wort wie den Eigennamen eines Götzen gebraucht, um trägen Gewissen und arglosen Gemüthern mit einem Schlage zu zeigen, wie weit solcher Götzendienst verbreitet sei. Dem Ausspruche wird geradezu das Rückgrat ausgebrochen, wenn man mit vielen Auslegern annimmt, daß Mammon bereits ursprünglich ein Götzename gewesen sei. Dann hätte sich Niemand der jüdischen

¹⁾ Bei Joh. Weiß hängt B. 13 vollständig in der Luft. B. 12 schließen bei ihm die Deutungen. B. 14 beginnt ein neuer Abschnitt. B. 13, obwohl bei Luk. dem B. 12 ebenso nahe stehend wie B. 10 dem 9. Vers, schließt weder nach rückwärts, noch nach vorwärts an. In seinem Luk.-Comm. hilft sich Weiß, indem er diesen Vers einfach ausläßt. — ²⁾ Cremer, Bibl. theol. Wörterbuch d. neut. Gräcität. Artikel μαμωνά.

Zuhörer von diesem Ausspruch des Herrn getroffen gefühlt, während er ihnen in erster Linie galt. Denn in ihm kommt, wie wir sahen, die ganze Verschiebung der Stellung des Herrn zum irdischen Besitze im Verhältnis zu seinen Volks- und Zeitgenossen ans Licht. Das Judentum hatte bei aller Abneigung gegen die Reichen doch kein Verständnis dafür, daß der Reichtum Gefahren haben könne. Es haßt die derweiligen Besitzer, aber es sehnt sich selbst nach dem Besiz. Bei dem Herrn kehrt sich dies Verhältnis völlig um. Ihm stehen an sich die Reichen ebenso nahe, wie die Armen, aber er merkt, daß der Reichtum leicht ein Feind der Seelen sein kann. Er sieht, wofür die Juden blind waren, daß oft nicht die Reichen den Reichtum, sondern der Reichtum die Reichen besitzt, und erkennt, daß diese Macht der Schätze leicht so groß wird, daß sie den ganzen Menschen mit allen seinen Sinnen und Gedanken gefangen nimmt, knechtet. Und er bemerkt endlich, daß die Menschen womöglich gar kein Bewußtsein davon haben, wie sehr sie Knechte ihres Geldes sind, sondern sich dabei für fromm halten, meinen Gott zu dienen und glauben, Gottes Ansprüche an sie mit einigen Almosen und Opfern abfinden zu können. Da soll sein Wort ihnen die ganze Größe der Forderung Gottes an die Menschen offenbaren, so wie den ganzen Ernst der Gefahren, welche der Seele vom irdischen Besiz drohen können. Diese Erkenntnis überall zu wecken ist der Zweck des Herrn, wenn er über den Reichtum zu sprechen Veranlassung hat.

Joh. Weiß, in seinem Eifer, den Herrn als einen in eschatologische Träume versunkenen Schwärmer darzustellen, findet auch in dem Ausspruch vom Zweiherrndienst „den durch die ganze Anschauung Jesu durchgreifenden Gegensatz vom *αὐτὸς οὗτος* und *αὐτὸς μέλλων* wieder.“ Jesu Aussagen über den Reichtum könne man nur verstehen „aus dem eschatologischen und dualistischen Standpunkte Jesu heraus.“¹⁾ Nun kann und soll nicht bestritten werden, daß der Herr auch die Aussicht auf das herannahende Weltgericht benutzt hat, um seine Jünger vor Beschwerung mit allerlei Sorgen der Nahrung (Luk. 21, 34) zu warnen, und daß er ihnen mahnend die Erinnerung an Lots Weib vorgehalten (Luk. 17, 32), aber diese Beweisführung wendet der Herr außerordentlich selten und nur im

¹⁾ J. Weiß, Reich Gottes 44. 45.

Jüngerkreise an. Im Gegenteil braucht Jesus, so oft er auf die Gefahren des Reichthums zu sprechen kommt, fast immer die schlichtesten Beweise des allgemeinen gesunden Menschenverstandes¹⁾. Selbst bei dem Worte, bei dem man noch am ehesten den Gegensatz der beiden Monen finden könnte, bei der Warnung vor dem Schätze sammeln, ist ausschlaggebend nicht die Betrachtung, daß das Wesen dieser Welt vergeht, sondern zwei ganz andere Motive, nämlich die Unsicherheit des Reichthums, den Motten und Rost fressen (Mtth. 6, 19 par.) und daneben die Erfahrungsthatsache: Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.

Diese beiden Argumente verwendet Jesus auch sonst gerne. Gerade die Unsicherheit irdischer Güter und ihre völlige Wertlosigkeit und Nichtigkeit beim Tode wird oftmals nachdrücklich hervorgehoben, so z. B. beim thörichten Reichen (Luk. 12, 16 ff) und beim reichen Mann. Gleichzeitig schildert Jesus, wie sich mit dieser tatsächlichen Unsicherheit der irdischen Schätze bei ihren Besitzern oft das Gefühl der größten Sicherheit verbindet. Den schlagendsten Ausdruck findet die Vereinigung dieser beiden Elemente in dem Selbstgespräch des thörichten Reichen am Abend vor seinem Tode: Ich und trink, liebe Seele, und habe guten Mut! Solche Vorkommnisse unter den Menschen geben Jesus Veranlassung, von dem ἀδικος μαμωνᾶ Luk. 16, 11 zu reden, von dem „trügerischen Reichthum,“ der Unzuverlässigkeit unter dem Scheine der Gediegenheit und Zuverlässigkeit verbirgt.²⁾ Oder er nennt auch unter den Feinden der Seele die ἀπάτη τοῦ πλούτου (Mark. 4, 19) und verbindet sie äußerst lebenswahr mit Sorgen und Lüsten. Die Sicherern aber, die sich vom Betrug des Reichthums blenden lassen, schreckt er nicht durch den Gedanken an den αἰὼν μέλλων, das würde auf diese Lebemänner wenig Eindruck machen, sondern er führt ihnen den Gedanken an ihren Tod, der schnell und urplötzlich kommen kann, zu Gemüte.

Neben diesem drastischen, auch für den Rohesten beweiskräftigen Argumente führt Jesus noch andere, auf ein tiefer angelegtes Gemüt berechnete Gründe für die Gefährlichkeit der irdischen Schätze ins

1) Vgl. Titius a. a. D., S. 75. — 2) Gremer a. a. D. ἀδικος. Es kann hier unmöglich „sündiger Mammon“ (Joh. Weiss) bedeuten, denn dann könnte überhaupt keine Treue in seiner Verwaltung verlangt werden.

Feld. „Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz“ (Mtth. 6, 21), so schließt er eindrucksvoll seine Warnung vor dem Zusammenraffen von irdischen Schätzen ab. Darin liegt eine Ergänzung zu den soeben behandelten Aussprüchen, indem der Herr hier wieder völlig in das ethische und religiöse Gebiet einlenkt. Ihm liegt nichts an der Askese allein, auf die positive Herzensrichtung kommt alles an. Auch die Warnungen vor dem „trügerischen Mammon“ haben letztlich nur den Zweck, in den Herzen Verständnis zu erwecken für die unvergänglichen Schätze des Gottesreiches. Jesu ganze Lehre ist frohe Botschaft, auch seine Predigt wider den Mammondienst. Gerade die abweisende Stellung zu irdischen Gütern soll die Bereicherung des Lebens, überhaupt ein Leben, das erst recht eigentlich lebenswert ist,¹⁾ ermöglichen. Wie Jesus selbst den Versucher zurückgewiesen hat, mit dem Hinweis darauf, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebe, so ruft er auch den Seinen als Mahnung zu: „Nicht darin besteht eines Menschen Leben, daß er Überfluß an Gütern hat.“ (Luk. 12, 15.) Am ergreifendsten schildert aber die Wertlosigkeit des Reichtums für alle Potenzen des höheren Lebens jenes mächtige Wort, in dem Jesus auf das Leben der Seele überträgt, was Psalm 49 vom irdischen Leben aussagt: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ (Mtth. 16, 26.) Der Gewinn der ganzen Welt ist nicht imstande, den kleinsten Schaden der Seele wieder gut zu machen; schärfer und zugleich einleuchtender konnte die Nutzlosigkeit irdischer Güter für die Entscheidung der großen Hauptfragen des Lebens nicht dargestellt werden.

Das sind im wesentlichen die Gründe, die Jesus gegen eine zu hohe Wertschätzung des irdischen Gutes geltend macht. Keines dieser Argumente ist eschatologisch gefärbt, ein klarer Beweis, wie nüchtern der Herr bei allem hohen Schwung seiner Seele die irdischen Verhältnisse beurteilt. Wohl aber nimmt er Rücksicht auf die verschiedensten Entwicklungsstufen des inneren Lebens, von jenen Beweisen, die einfach ad hominem sprechen, bis zu Mtth. 16, 26, das als Hörer seine Jünger voraussetzt, denen bereits klar geworden

¹⁾ So stellt Luk. 16, 11 neben den ἀδικος μαμωνᾶ als Gegenstück τὸ ἀληθινόν.

ist, welche eine tiefe Kluft die materielle von der geistlichen Welt trennt. Nur in einem sind alle diese Beweise gleich. Sie betonen durchweg die Wertlosigkeit irdischer Schätze im Vergleich mit himmlischen Schätzen, wie ihre Nutzlosigkeit zum Erwerb ewiger Güter. Dabei stellen die zuerst entwickelten Gründe den Reichtum dar als Hindernis auf dem Wege zur Seligkeit, als Feind, der in trügerische Sicherheit einwiegen will, sie wollen ein *μωεῖν*, eine direkte Abneigung gegen ihn erwecken bei denen, die ihn bisher auf das höchste geschätzt haben, während die letzten, mehr an die Jünger gerichteten Argumente die Indifferenz des Reichtums in himmlischen Dingen betonen, also ein geringschätziges Gefühl, ein *καταφροεῖν* hervorrufen sollen (Mtth. 6, 24).

Es war bisher stets von Schätzen und von Reichtum die Rede, während der Begriff „Mannion“, wie wir sahen, weit umfassender ist. Demnach ist zu untersuchen, ob der Herr mit seinen Äußerungen nur besondere soziale Erscheinungen und ungewöhnliche Reichtümer, oder jeglichen irdischen Besitz überhaupt im Sinne hat. Hierfür ist beachtenswert, daß bei Matthäus wie bei Lukas die Warnung vor dem Anhäufen von Schätzen unmittelbar verbunden ist mit der Mahnung: Sorget nicht! Sorgen ist im Grunde genommen beim Armen dieselbe Gesinnung wie Schatzesammeln beim Reichen, bei beiden wird das Herz durch irdische Güter völlig in Anspruch genommen. So sind die Aussprüche des Herrn durchweg auf irdische Güter überhaupt zu beziehen, auch da, wo sie scheinbar nur an die Reichen gerichtet sind, weil bei diesen die Gefahren am augenfälligsten sich zeigen. In den Reden Jesu fehlt nicht der Gedanke, daß der irdische Besitz die notwendige Vorbedingung des Lebens sei. Lebt der Mensch nicht vom Brote allein, so ist doch schon durch diese Fassung klar, daß Brot zum Leben gehört, und die vierte Bitte besteht ausdrücklich, um das tägliche Brot, freilich auch nur um dieses, im Gebete Gott anzurufen. Aber lieber betrachtet der Herr den irdischen Besitz von jener andern Seite, die die Menschen nur zu leicht vergessen. Gegenüber dem Trachten der Menge nach Gold weist er darauf hin, daß der irdische Besitz für die Fragen des ewigen Lebens im günstigsten Falle gleichgültig sei, oft aber sogar die Menschen am Eintritt in das Reich Gottes verhindere, weil er das Herz mit der Erde verfettet,

und es dadurch abhält, rückhaltlos und frei der Einladung Gottes zu folgen (Luk. 14, 18, 19). Je größer der Reichtum ist, desto mehr wird er auch als Hindernis wirken können, daraus begreift sich dann einfach des Herrn Wort: Wie schwer wird ein Reicher ins Himmelreich eingehen.

Man beachte wohl! Nicht ist Jesu Meinung, daß der Besitz ohne weiteres sündhaft sei, völlig in die Sphäre der Sünde oder auch nur des *αἰὼν ὀστος* (dagegen Mtth. 5, 5) gehöre, sondern der Besitz ist für das Erreichen des Himmelreichs teils gleichgültig, teils sogar ein Hindernis. Der Unterschied ist klar. Der Satz: Besitz haben ist Sünde, würde jedes irdische Gut objektiv als etwas verwerfliches hinstellen; der Satz: Besitz ist ein Hindernis der Seele, verlegt die sittliche Beurteilung in das einzelne Subjekt und seine sittliche Stärke oder Schwäche. In der That findet sich keine Stelle, wo der Reichtum oder Besitz schlechtthin als sündig bezeichnet wird (über Luk. 16, 19 ff. später!), vielmehr wird stets irgendwie die Herzensstellung der Besitzer angedeutet. Jesus weist dem irdischen Besitze grundsätzlich ungefähr dieselbe Stellung an, wie den Familienverhältnissen und dem Beruf im Gleichnis vom großen Abendmahl (Luk. 14). Nicht das ist der Fehler, daß der Eingeladene sich ein Weib genommen oder fünf Joch Ochsen gekauft hat, sondern daß er sich dadurch abhalten läßt, der Einladung zu folgen. Der Mensch, für das Reich Gottes und seine Seligkeit bestimmt als ein Kind des Vaters im Himmel, soll himmelan streben, dorthin, wo sein Schatz ist, auch sein Herz senden. Der Erde Leid und Lust, der Erde Sorgen und Güter wollen aber ebenfalls Herz und Sinn ganz für sich in Anspruch nehmen, ihn hindern, der Einladung Gottes zu folgen. Sie sind verwandt seinem schwachen Fleische, das dem willigen Geiste durch seine ganze, einer materiellen Sphäre angehörige Beschaffenheit einen gewissen Widerstand entgegensetzt. Niemals, solange der Mensch auf Erden weilt, kann der Geist das Fleisch so völlig beherrschen, daß es gar keine Einwirkung auf den Menschen hätte, das geschieht erst im Zustande der Vollendung, wo alle *ισάγγελλοι* sind. Solange der Mensch in diesem Leben weilt, gilt es auch in Bezug auf den irdischen Besitz: wachet und betet, daß ihr nicht in Ansechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Wäre der irdische Besitz in Jesu Augen eine Sünde, so bliebe nur eine Forderung, nämlich ihn wegzumwerfen. Ist er ein Hinderniß, so stellt sich die Sache anders. Dann giebt es zwei Möglichkeiten: entweder das Hinderniß muß vernichtet, oder es muß innerlich überwunden werden.

Vor dem ersteren dieser Wege ist der Herr, wie wir sahen, nicht zurückgeschreckt. Vielleicht hat er sogar häufiger als man im allgemeinen annimmt, den Rat gegeben, den Besitz wegzumwerfen. Außergewöhnliche Zeiten und außergewöhnliche Aufgaben erfordern auch außergewöhnliche Entschlüsse und Opfer. Allerdings der Umstand, daß die Geschichte vom jungen Reichen so eingehend berichtet wird, könnte darauf schließen lassen, daß es sich in ihr um einen sehr seltenen Fall handelt, aber die Lukasstellen 12, 33 und 14, 33 stehen dem entgegen. Denn sind sie auch schwerlich in dieser Form, als allgemeingültige Forderungen von Jesus aufgestellt, so ist doch bei der Sorgfalt, mit welcher die ersten Gemeinden Herrnworte bewahrten, ihr Vorkommen schwer zu erklären, wenn sich die Überlieferer dieser Aussprüche dabei nicht auf Züge aus dem Leben des Herrn stützen konnten, die über allen Zweifel erhaben wären. In der That, der Herr, der die Gleichnisse vom Schatz im Acker und von der köstlichen Perle erzählte, konnte und durfte wohl auch ähnliche Leistungen von seinen Jüngern erwarten und verlangen. Eine „weltflüchtige Stimmung“ ist darin nicht ohne weiteres zu finden, vielmehr muß diese Forderung gleich Mtth. 5, 29, wie schon oben angedeutet ist, vom pädagogischen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, der im einzelnen Falle, um die Seele zu retten, auch vor energischen Maßnahmen nicht zurückscheut. In diesem Sinne ist das Fortwerfen der irdischen Schätze bis auf den heutigen Tag thatsächlich ausgeübt, in diesem Sinne wird es auch in der evangelischen Kirche seine Berechtigung stets behalten. Wenn dagegen sich heute starker Widerspruch erhebt,¹⁾ so kommt das nicht zum wenigsten aus dem schwächlichen Wesen unserer Zeit, die heroische Entschlüsse scheut und darum heroische Forderungen gerne als überspannt hinstellt. Und so wahr es ist, daß man bei den sittlichen Geboten des Herrn sich an den Geist und nicht an den Buchstaben halten muß, so darf doch andererseits nie vergessen werden, daß diese Gebote zunächst

¹⁾ Vgl. z. B. oben Anmerkung 1 zu S. 27.

auch durchaus buchstäblich gemeint sind, und daß es zu allen Zeiten Situationen geben kann, die ihre buchstäbliche Geltung erfordern. Freilich, wo im Leben des einzelnen ein solcher Augenblick eintritt, wird nur eine vom Geiste Gottes erleuchtete Persönlichkeit oder die laut mahnende Stimme des eigenen Gewissens erkennen können und selbst ein Fehlgriff ist dabei nicht ausgeschlossen. Doch hat wohl noch niemand lebensgefährliche Operationen überhaupt für unsittlich erklärt, weil sie tödlich verlaufen können. †

Ist es aber auch unzweifelhaft Jesu Meinung, daß unter besonderen Umständen Wegwerfen des Reichthums das einzige Mittel ist, um in das Reich Gottes einzugehen, so ist doch weit bedeutungsvoller und wichtiger die Frage, ob der Herr auch Mittel und Wege zeigt oder andeutet, das Hindernis, das der irdische Besitz bilden kann, sittlich zu überwinden. Bemerkungen, die hierauf hindeuten, haben ein ganz besonderes Gewicht, wenn sie auch vielleicht nicht allzu zahlreich und hervorstechend sein sollten, denn in ihnen bahnt sich eine ganz neue Betrachtungsweise des irdischen Besitzes an. Nicht darauf kommt es an, wie weit der Herr in diesen, von seinem unmittelbaren Gesichtskreis abliegenden Fragen bereits seinen Jüngern einzelne genaue Vorschriften und Regeln gegeben hat, sondern ob sich bei ihm Ansätze zu neuen Gesichtspunkten finden. Das ist ja die Aufgabe jeder geschichtlichen Betrachtung, soweit wie möglich die lebendigen Keime aufzudecken, aus denen sich später neue weltbewegende Gedanken entwickeln. Mögen diese Keime anfangs auch noch so unscheinbar und klein sein, das macht nichts aus, aus der kleinsten Eichel kann eine mächtige Eiche werden.

So wie die Stellung des Herrn zum irdischen Besitz unter diesem Gesichtspunkte betrachtet wird, muß vor allem betont werden, daß seine Grundwarnung nicht ist: Hütet euch vor dem Besitz, sondern: hütet euch vor jeder Art von Habsucht (Luk. 12, 15), oder wie Luther übersetzt, vor dem Geiz! Natürlich ist diese Mahnung, das liegt schon in dem Zusatz *πᾶσα* zu *πλεονεξία*, weit umfassender, als der Gebrauch der Worte Habsucht und Geiz im Deutschen. Jedes, die Seele ganz in Anspruch nehmende Trachten nach Reichthum und irdischen Gütern ist in Jesu Augen seelengefährlich. Wenn aber Renan¹⁾ so weit geht zu meinen, daß bereits *le simple*

¹⁾ a. a. O. S. 124.

attachement à la propriété unter Jesu Warnung vor der Habsucht falle, so muß dagegen entschieden Einspruch erhoben werden. Gewiß erklärt der Herr irdische Verhältnisse dadurch nicht für mustergiltig, daß er sie als Unterlage für seine Gleichnisse verwendet, aber so viel kann unbedenklich behauptet werden, daß der Jesus, welcher das Gleichnis vom verlorenen Schafe und vom verlorenen Groschen erzählte, der sich selbst gerne den guten Hirten nannte, die einfache Anhänglichkeit eines Menschen an sein Eigentum wahrlich nicht für Sünde erachtet hat. So können wir auch Naumann¹⁾ nicht beistimmen, der aus dem parallelen Worte: „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden“, herausliest, daß Jesus „aus ethischen Gründen radikaler Gegner der Kapitalansammlung“ ist. Ganz abgesehen von der Eintragung moderner Ideen in dieses Wort, bedeutet eine derartige Folgerung nur eine neue Art „kirchlicher Buchstabenklauberei“, die Naumann an derselben Stelle so energisch verwirft. Eine solche mechanische und rein äußerliche Auslegung der Worte Jesu müßte zu einem sozialen Gesetzeschristentum führen, das der Herr gerade bekämpft. Vielmehr zeigt auch hier der Zusatz: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz“, worauf es dem Herrn ankommt. Nicht das ist Jesu Wunsch, daß alle arm seien, sondern daß alle $\pi\tau\omega\chi\omicron\iota$ τῷ πνεύματι werden, daß die Herzen sich frei machen von dem schmachvollen Mammonsdienst, gleichviel ob sie hinter einem Gewande von Purpur und köstlicher Leinwand oder hinter einem härenen Kleide schlagen. Dann aber erhebt sich sofort die weitere Frage: wie soll jemand seinen Besitz verwenden, um damit vor den Augen des Herrn bestehen zu können?

Für die Beantwortung dieser Frage wird gewöhnlich in erster Linie das Gleichnis vom ungerechten Haushalter herangezogen. Wie die Kinder dieser Welt das Geld klug verwenden zu ihrem irdischen Wohl, sollen es die Kinder des Lichts verwenden zu ihrem ewigen Heil. Dem Gleichnisse liegt, wenn seine Begrenzung auf B. 1–8 richtig ist, zunächst jedoch diese Beziehung ferne. Der Haushalter wird wegen seiner Klugheit im allgemeinen gelobt. Diese Klugheit zeigt sich darin, daß er nicht nur der Gegenwart lebt, sondern vorausschauend sich auf die Zukunft bereitet. So ist dieses Gleichnis parallel der Schilderung des zuverlässigen Knechtes

¹⁾ Was heißt christlich-sozial? Leipzig 1894. S. 9.

in Luk. 12, 36 ff. Der treue Haushalter (Luk. 12, 42) hier und der ungerechte in Luk. 16 werden doch beide als *οἰκονομοί*¹⁾ bezeichnet, weil sie, ein jeder in seiner Art, gerüstet sind, den Herrn zu empfangen, wenn er Rechenschaft fordert. Also von der Verwendung des irdischen Besitzes ist zunächst hier keine Rede. Nun ist aber von jeher dieses Gleichnis als bedeutungsvoll für die Stellung des Christen zum Gelde angesehen. Schon der Evangelist, beziehungsweise seine Quelle, muß es so aufgefaßt haben, sonst hätte er nicht gerade hier die Herrnworte B. 9—13 eingeschoben. Demnach ist es nicht unmöglich, daß durch den Herrn selbst dem Gleichnis diese Beziehung gegeben ist.

Diese Wahrscheinlichkeit wird durch eine weitere Beobachtung noch verstärkt. Es ist zwar, seit B. Weiß²⁾ die Gleichnisse vom ungerechten Haushalter und von den anvertrauten Pfunden zusammengestellt hat, vielfach üblich geworden, sie als ein Gleichnispaar anzusehen. Das Bindeglied war dann meist Luk. 16, 10 f., das aber, wie wir festgestellt haben, ursprünglich gar nicht zum Gleichnis vom ungerechten Haushalter gehört. Dagegen ist unser Gleichnis bei Lukas schriftstellerisch verbunden mit dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß es auch von vornherein mit ihm zusammengehört hat. Gerade wenn das Gleichnis vom ungerechten Haushalter die Klugheit hervorhebt, zeigt das andere die Folgen, die da eintreten, wo diese Klugheit fehlt. Hat aber Jesus diese beiden Gleichnisse zusammengezählt, so liegt darin ein Hinweis, daß er auch im ersten Gleichnis neben der allgemeinen Mahnung zur Klugheit, besonders die kluge, auf die Zukunft bedachte Verwendung des irdischen Besitzes im Auge gehabt hat. In der That, wer dieses Gleichnis hört, wird sich sofort fragen, ob er nicht in irgend einer Art dem Beispiel dieses ungerechten Haushalters folgen und in der Verwendung seines Geldes Klugheit zeigen könne. Die ganze Darstellung ist zu prägnant, um nicht diesen Gedanken unwillkürlich hervorzurufen. In der Theorie klingt ja der von Züllicher³⁾ im Anschluß an B. Weiß aufgestellte Satz, daß jedes Gleichnis schlechtthin nur eine Anwendung erlaube, sehr einfach und

1) Vgl. auch Mtth. 7, 24. — 2) Leben Jesu II. 66 ff. — 3) Züllicher, Gleichnisreden Jesu. Freiburg 1888.

einleuchtend, aber in der Praxis dürfte er sich doch mannigfach modifizieren. Aus einer guten Geschichte kann man immer mehr wie eine Lehre nehmen, und der Erzähler kann das auch von vornherein beabsichtigt haben.

Ist nun so im Gleichnis vom ungerechten Haushalter, wenn auch nur sekundär, an klugen Gebrauch auch des irdischen Gutes gedacht, so ist damit für die Wertschätzung und Verwertung des irdischen Besitzes grundsätzlich eine neue Bahn gebrochen. Es kommt dabei zunächst gar nicht darauf an, wie weit Jesus selbst diese Bahn weiter betreten hat, die Hauptsache ist, daß er es überhaupt der Mühe für wert erachtet hat, die Gedanken seiner Jünger auf die Frage zu richten, wie wohl der irdische Besitz verwendet werden müsse, um aus einem Hindernis zu einem Förderungsmittel des Reiches Gottes zu werden. Thatsächlich hat der Herr dann aber auch noch weitere Winke gegeben. →

Vor allem kommt für die Verwendung des irdischen Besitzes das Almosengeben in Frage. Es bleibt anerkannte Form der Mildthätigkeit und Nächstenliebe (Matth. 6, 2; 19, 20 ff.) Insbesondere da, wo das Bewußtsein wach wird, daß bei dem Besitze von unrechtem Gut etwas untermengt sei, sollen reiche Almosenpenden gegeben werden. Eine solche Handlungsweise erkennt Jesus bei Zachäus freudig an (Luk. 19, 8) und verlangt sie auch wohl selbst von seinen Zuhörern (Luk. 16, 9). Aber neben solchen Aussprüchen gehen andere, die einer Überschätzung des Almosens eindringlich entgegenarbeiten. Das Almosen an sich ist wertlos, nur die Gesinnung und die Absicht des Spendenden geben ihm seinen Wert. Almosen, die ausgeteilt sind, um von den Leuten gesehen zu werden, haben keinen Lohn, die im Verborgenen wirkende stille Barmherzigkeit ist allein Gott gefällig (Matth. 6, 1 ff.). Darum zählt Gott nicht die Gaben, sondern wägt sie, er schätzt das Scherflein der Witwe höher ein, als die reichen Gaben der Wohlhabenden (Matth. 12, 42 ff.). Überhaupt ist Almosengeben der geringste Dienst, der dem Nächsten erwiesen werden kann. Wie wir von Jesus selbst nie lesen, daß er Almosen gegeben hat, so fehlt sehr bezeichnenderweise in der großen Schilderung des Weltgerichts (Matth. 25, 31 ff.) unter den guten Werken, um daretwillen die Gerechten gelobt werden: „ich bin arm gewesen und

ihr habt mir Almosen gegeben." Statt dessen sind nur Thaten aufgeführt, die zwar ebenfalls eine Verwendung des irdischen Besitzes mit sich bringen, aber gleichzeitig einen persönlichen Liebesdienst erfordern. Weil aber andererseits diese Werke immerhin nicht ohne einen gewissen Besitz ausgeführt werden können, und ihre Durchführung um so gründlicher geschehen kann, je größer der Besitz ist (Luk. 10, 35), so finden wir gerade in diesen, so nachdrücklich geltend gemachten Forderungen, einen deutlichen Fingerzeig Jesu zur rechten Verwendung des irdischen Gutes, und es ist schon nach allem bisher Erörterten unverständlich, daß J. Weiß¹⁾ die Anschauung, „daß das Geld etwa ein Mittel zu sittlichen Zwecken, das Fundament einer sittlichen Lebensarbeit, das Werkzeug guten heilsamen Wirkens im Dienste der Menschheit Gottes sein könne," bei Jesus völlig vermißt. Man muß nur nicht verlangen, daß der Herr alle für ein Lehrbuch der Ethik in Betracht kommenden Gedankenreihen ausführlich entwickelt, sondern auf den Geist achten, aus dem heraus Jesus handelt und redet, sowie auf die lebenskräftigen Reime, die in seinen Worten verborgen sind.²⁾

„Höchstens zu Almosen ist das Geld noch gut," stellt J. Weiß an der soeben angeführten Stelle als Meinung Jesu hin, aber Jesus denkt darüber doch anders³⁾. Als Maria in Bethanien ihm die Füße salbt und die Jünger, besonders Judas, murren „das Wasser hätte mögen teuer verkauft und den Armen gegeben werden," hat der Herr sie scharf zurückgewiesen und die That der Maria als ein gutes Werk bezeichnet. Damit hat er eine Verwendung des Geldes und Besitzes geadeht, die auf den ersten Blick eher wie ein Luxus und unnütz als nützlich erscheint, aber überhaupt mit einem andern Maßstabe gemessen werden will. Hier hat die Verwertung des kostbaren Gutes einem übervollen Herzen die Möglichkeit gegeben, seine unaussprechlichen Gefühle zum Ausdruck zu bringen, man könnte fast sagen, ein künstlerisches Bedürfnis zu befriedigen, wenn es eines Künstlers Merkmal ist, daß er, was in seinem Herzen lebt und webt, nicht in Worte, sondern in

1) Reich Gottes. S. 45. — 2) „Der Geist, in dem Jesus Wunder und Almosen zu den Müsseligen und Beladenen trug, dieser Geist ist das Erbe, das Jesus uns vermachen will." Raumann, Jes. als Volksm. S. 14. —

3) vgl. auch Titius a. a. D. 76 f.

eine ihm und seiner Eigentümlichkeit eigene Zeichensprache einkleidet. Überhaupt findet die Nützlichkeitssucht, die damals wie heute nur einem gänzlich auf das Diesseits gerichteten Sinn entstammt, keinerlei Stütze und Verteidigung bei dem Herrn. In sorgsamster Sparsamkeit mit Gottes Gaben geht er den Seinen wohl voran, (Joh. 6, 12), aber andererseits ist ihm Geld und Besitz doch wieder zu geringwertig, um damit zu knausern (Matth. 5, 40. 42). Und wenn mehr als einmal von Jesus erzählt wird, daß er als Tischgenosse einer Hochzeit, einem Gastmahl beivohnte, wenn wohl gar seine Feinde daraus einen Anhalt nehmen konnten, ihn Greßer und Weinsäufer zu schelten, wenn er selbst das Himmelreich unter dem Bilde eines fröhlichen Mahles darstellte, so muß ihm eine Verwendung des Besitzes hierzu doch mindestens nicht für Unrecht und Sünde gegolten haben. Wohl aber hat Jesus in einzelnen Fällen Opfer und Almosengeben geradezu für Sünde, für gottwidrige Verwendung des irdischen Besitzes erklärt, nämlich dann, wenn darunter die Eltern leiden und ihnen unter dem Vorwande der Frömmigkeit die nötige Pflege entzogen wird (Mark. 7, 10 ff.). Höher als die Pflicht des Almosen- und Kollektengebens steht die Pflicht der Fürsorge für die nächsten Angehörigen, insonderheit die Eltern.

†

Das alles ist eine von dem Herrn gebilligte Verwendung des irdischen Besitzes, die weit entfernt ist von jenem „höchstens zum Almosengeben ist das Geld noch gut.“ Vielmehr ist hier Geld und Gut unbefangen anerkannt als ein Mittel, die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu befriedigen und darüber hinaus auch den zartesten Regungen und Bedürfnissen der Seele einen würdigen Ausdruck zu geben, nur daß der Mammon dem Besitzer nie Selbstzweck werde, sondern stets lediglich Mittel zum Zwecke bleibe. Dann aber fordert Jesus sogar anstatt Geringschätzung des Besitzes Treue in der Verwaltung des von Gott anvertrauten Gutes.

In dem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden ist diese Mahnung allerdings gegen B. Weiß¹⁾ nur in zweiter Linie zu

1) Weiß E. S. II, 69 bezieht das Gleichnis ganz auf den irdischen Besitz. „Der, welcher mit dem anvertrauten Gut, mag es nun viel oder wenig gewesen sein, durch treue Anwendung desselben nach dem Willen Gottes etwas erworben hat, empfängt immer mehr, weil er sich als tüchtig zum Dienst

finden. Freilich, wenn das Gleichnis einmal von dem Herrn erzählt war, mußte es seine Zuhörer dazu antreiben, sich in ähnlichen Verhältnissen, wie den darin geschilderten, ebenso treu und zuverlässig zu erweisen. Auch wählt der Herr in seinen Reden außer dem Bilde des guten Hirten keinen Vergleich so gerne wie den mit dem Verhalten eines treuen Knechtes, und er würde das kaum gethan haben, wenn er nicht gerade solche Treue im höchsten Maße schätzte, aber daraus folgt nicht ohne weiteres, daß das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden sich auf den irdischen Besitz bezieht. Vielmehr will es zunächst wohl nur die Aufmerksamkeit darauf richten, daß Gott von einem jeden Rechenschaft verlangt, wie er seine Aufgabe auf Erden erfüllt habe. An eine Beziehung auf den irdischen Besitz ist hier zunächst wohl ebenso wenig gedacht wie bei dem Agraphon: „Werdet tüchtige Wechsler,“ man könnte sonst zu eigentümlichen praktischen Schlußfolgerungen kommen, die wenig dem Sinne des Herrn entsprechen dürften. Aber in dem Herrnvort Luk. 16, 10—12 hat Jesus seinen Gedanken hierüber klaren Ausdruck gegeben, der zudem mit seinen ganzen sonstigen Anschauungen unverkennbar zusammenstimmt. Deutlich und nachdrücklich wird die ganze Sphäre des irdischen Besitzes als eine niedere (ἐλαχιστον) bezeichnet, indem von dem ἀδικος μαμωνᾶ dem trügerischen Mammon, die Rede ist, der als „fremdes“ dem der Seele eigenen, mit ihr unzertrennlich verbundenen, geistigen wahren Wesen gegenübergestellt wird. Aber doch wird auch in der Verwendung des trügerischen Mammons Treue gefordert, aus einem sittlichen Grunde: wer nicht im Geringsten treu ist, der ist auch nicht im Großen treu. Der Mensch auch in Bezug auf seinen Besitz ein Haushalter Gottes, das ist die bedeutsame Anschauung, die diesem Worte zu Grunde liegt.

Gottes erwiesen hat, während die Untreue in der Verwaltung des irdischen Gutes (doch nicht nur dieses? Anm. d. Vf.) sich selbst durch den Verlust desselben bestraft, sofern jede dem Willen Gottes nicht entsprechende Verwendung desselben immer nur auf ein Verzehren desselben hinauskommt, das keinen höheren Nutzen schafft. Auch das irdische Gut soll also den höchsten Zwecken des Gottesreichs dienstbar werden, und nur, wer es für diese fruchtbar macht, kann es auch in Wahrheit mehren.“ Aber wo steht das alles in dem Gleichnis geschrieben?

Wird in dieser Weise der irdische Besitz Objekt gottgefälliger Verwendung und sittlicher Thätigkeit, so gehen die Folgen dieser Verwendung, wie jeder sittlichen That über das irdische Dasein hinaus bis in die ewigen Hütten (Luk. 16, 9). Wir haben sogar Aussprüche des Herrn, die die Vermutung nahe legen, daß Jesus auch im vollendeten Gottesreich an ein Äquivalent für den irdischen Besitz denkt (Mark. 10, 28 par. Matth. 5, 5)¹⁾.

Der Herr stellt also keine bestimmten Regeln über die Verwendung des irdischen Besitzes auf, die Evangelien sind eben keine Compendien der Moralthologie, aber aus der Art, wie er einzelne Fälle behandelt, wie aus seinem gesamten Verhalten geht deutlich hervor, daß er sich Geld und Gut gegenüber nicht einseitig und schroff negierend verhält, sondern daß er in reicher Vielseitigkeit und ohne jede Schablone den mannigfachen irdischen Verhältnissen Rechnung trägt. Nur legt er stets den Nachdruck darauf, daß die sittlich religiösen Momente für das Handeln der Menschen die ausschlaggebenden sein sollen.

Gegen diese Anschauung ist von jeher, besonders neuerdings, das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus geltend gemacht. Zumal, wenn man die Erzählung in zwei Teile zerlegt und die eigentliche Parabel bei V. 26 aufhören läßt, gewinnt dieser Einwurf an Gewicht. Dann sei „streng festzuhalten, daß im ersten Theile der Parabel weder die Gottlosigkeit des Reichen noch die Gerechtigkeit des Armen durch irgend einen Zug angedeutet“ werde, so daß die Wendung in ihrem Geschick „nur als ein Ausgleich von Mangel und Überfluß“ erscheine.²⁾ Erst der zweite Teil der Erzählung rede von einer Vergeltung und beweise dadurch, daß er andersartig, natürlich späterer Zusatz sei. Ferner sei der erste Teil rein parabolisch, der zweite allegorisch, da der Reiche mit seinen Brüdern nichts sei als „der Typus des ungläubigen, weil

¹⁾ Mehr wird man aus diesen Stellen schwerlich herauslesen dürfen. Denn Luk. 16, 9 ist uns völlig ohne Zusammenhang überliefert, Mark. 10, 28 ist ohne Frage nicht buchstäblich zu nehmen, wie schon aus der Erwähnung der nächsten Angehörigen unter den Gütern, die vervielfältigt werden sollen, hervorgeht; und Matth. 5, 5 ist in seiner Fassung wohl durch das alttest. Vorbild Ps. 37, 29 beeinflusst. — ²⁾ S. Weiß, Luk. b. Meyer 3. St. S. 542, Anm.

imbußfertigen, im Reichtum erstickten Judentums, der Arme dagegen der Typus der armen Judenthristen." — Um mit diesem letzten Grunde zu beginnen, sei zunächst festgestellt, daß kein zwingender Grund vorliegt, im zweiten Teile Allegorien zu finden. Es dürfte sogar seine großen Schwierigkeiten haben, bei dem damals im ganzen Lande verbreiteten Pauperismus, das Judentum ohne weiteres als im Reichtum erstickt zu bezeichnen.

Gewichtiger ist der Einwurf, daß die Erzählung aus zwei Teilen bestehe, von denen der zweite erst später angefügt sei. Bei B. 26 ist unbestritten ein großer Abschnitt, und das Gleichnis könnte zur Not hier absetzen, wenn es dem Herrn nur darauf ankäme, in erschütternder Warnung zu zeigen, zu welchem Ende ein Leben in Herrlichkeit und Freuden führen kann, und wie die Gegensätze im Diesseits unter Umständen sich umkehren können im Jenseits. Es ist aber im ganzen nicht Jesu Art, einen Gegenstand unter völlig einseitiger Beleuchtung zu stellen. Eine Parallele bietet die Verhandlung mit dem jungen Reichen und die daran anschließende Unterredung. Auch hier das tiefernste Wort: „Wie schwer wird ein Reicher in das Himmelreich kommen," daneben aber, um die Hörer nicht zu erdrücken: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich." Ganz ähnlich verläuft unsere Erzählung. Versetzen wir uns in die Situation. Der Herr erzählt den ersten Teil der Parabel und merkt, daß der Eindruck ein ähnlicher ist, wie bei dem Worte vom Kameel und Nadelöhr, tiefe Niedergeschlagenheit bei einigen seiner Zuhörer. Er liest auf ihrem Angesicht die Frage: was muß ich thun, um solchem Schicksal zu entinnen? Da spinnt er seine Erzählung weiter aus und deutet, die ganze Größe der Gefahr auch weiter betonend, eine Möglichkeit an, solchem Schicksal zu entgehen. Das ist kein Hinterpförtchen, durch das er die Reichen entschlüpfen läßt, keine Abschwächung des ernstesten ersten Teiles, sondern ein Wort, das seine Zuhörer zum Nachdenken reizen, zu eingehender Überlegung über den Weg zum Heile anspornen soll. Es ist die starke Barmherzigkeit eines Mannes, der weiß, daß er niederdrücken und strafen muß, der aber für die Ewigkeit geschaffene Seelen nicht vor der Zeit erdrücken will. Daß diese Art, Erzählungen unter dem Eindruck der

Situation oder aus sonstigem Anlaß fortzusetzen, bei Jesus nicht ungewöhnlich war, ersieht man z. B. aus dem Gleichnis vom hochzeitlichen Kleide bei Matth. und dem älteren Bruder des verlorenen Sohnes bei Lukas. Es geht doch nicht gut an, alle diese Anhänge einfach mit dem kritischen Messer zu beseitigen und für Zusätze einer späteren erfindungsreichen Zeit zu erklären. Dann kann man ebenso gut schließlich auch die Gleichnisse selbst streichen.

Allerdings setzt diese Erklärung voraus, daß beide Teile der Erzählung in ihrem letzten Grundgedanken gleichartig sind, und dies gerade wird bestritten, wenn J. Weiß z. B. im ersten Teile nur einen Ausgleich und im zweiten erst eine Vergeltung findet. Aber wie wenig werden solche Einwände der vollendeten Schönheit des Gleichnisses gerecht! Die höchste Kunst eines Erzählers zeigt sich darin, daß er durch die ganze Art der Darstellung, ohne eingestreute moralisierende Bemerkungen doch ein Bild von bestimmter sittlicher Färbung zu entwerfen weiß. In einem alten Epigramme wird ein mittelmäßiger Mensch geschildert mit den Worten: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Da ist kein Zug von Beschränktheit oder Dummheit angeführt, und doch merkt jeder Leser sofort, daß hier die Mittelmäßigkeit geschildert wird. Der Mensch, von dem weiter nichts zu sagen ist, gehört zu jener einförmigen Masse, die nur an der Nummer der Kirchen- oder Standesamtsregister zu unterscheiden sind. So will auch unser Gleichnis betrachtet werden. Nicht daß der Mann reich ist, wird als sein Fehler angesehen, sondern daß weiter nichts von ihm zu sagen war. Seine lebenswahre Schilderung ist damit erschöpft, daß er sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete und alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Was für unkünstlerische Pedanten und Wortklaubler sind doch manche gelehrte Kritiker, daß über diese einfachen Dinge immer wieder noch Worte verloren werden müssen! Und der Arme wird von den Engeln in Abrahams Schoß getragen, nur weil er arm war? Wenn das die Ansicht Jesu wäre, wie reimt sich damit bei dem großen Pauperismus in seiner Zeit jenes andre Wort, daß viele berufen sind, aber nur wenige erwählt werden? Wie war es dann möglich, daß seine Predigt den Zuhörern die Frage entlockte: „meinst du, daß wenige selig werden?“ und daß sie die Antwort erhielten (Luk. 13, 23):

Ringet, daß ihr eingehet durch die enge Pforte? Da würde selbst die alte Auskunft uns besser gefallen, daß in dem Namen des Lazarus (Gott helf) der religiöse Kern seines Wesens ausgedrückt sei, wenn man nicht einfach annehmen will, daß der Herr aus der Thatfache, daß der Arme in Abrahams Schoß ist, unwillkürlich zurückschließen lassen wollte, welcher Art seine Herzensgesinnung war.

Ist aber das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus so, wie wir es haben, aus Jesu Munde hervorgegangen, dann ist es der Schlußstein, mit dem wir unsere Untersuchung über Jesu Verhalten zum irdischen Besitze abschließen können. In dieser ergreifenden und künstlerisch vollendeten Erzählung finden wir Jesu Meinung kurz und klar wiedergegeben. Mit herbem Ernst richtet er eine erschütternde Mahnung an die Reichen. Aber es ist nicht der Zweck dieser Mahnung, den Reichen zu verkünden, daß sie an ihrem Heile verzweifeln müßten, sondern sie sollen einen Fingerzeig erhalten, wo es für sie einen Rettungsweg giebt: sie haben Moses und die Propheten. So weist auch hier der Heiland gegenüber den laxen, wie gegenüber den überspannten Anschauungen seiner Zeit auf das Alte Testament hin. Ein Reicher, der sich in der Verwendung seines irdischen Besitzes leiten läßt von den religiösen und sozialen Grundsätzen des mosaischen Gesetzes, der auf die Mahnungen der Propheten hört und wie Hiob (29, 12 ff.) sein Ansehen und seinen Reichtum für die Witwen und Waisen in die Wagschale wirft, wird auch nach des Herrn Anschauung nimmer in der Pein enden, sondern als frommer und getreuer Knecht eingehen zu seines Herrn Freude.

Sollen wir in großen Grundzügen noch einmal des Herrn Stellung zum irdischen Besitze uns vergegenwärtigen, so fassen wir zusammen: der irdische Besitz, ob groß oder klein, der Mannmon, ist dem Herrn unter den Gütern der Erde das geringwertigste, ἐλαχιστον (Luk. 16, 10), fast mehr ein Hindernis als ein Förderungsmittel zum Heil, mehr eine Gefahr als eine Hülfe auf dem Wege zum ewigen Leben. Aber dieses Hindernis ist für verschiedene Menschen in verschiedenem Grade bedeutungsvoll und ist in jedem Falle zu überwinden, da eine Gott wohlgefällige Verwendung des irdischen Besitzes möglich, sogar dem Wegwerfen der Habe, bis

auf einzelne besonders gezeichnete Fälle. vorzuziehen ist. Dabei betont der Herr dem Reichen gegenüber gerne die Verantwortung seiner Reiche. Ihm es aber auch nicht am Jüngereigen für den rechten Gebrauch der Güter fehlen. Die Hauptfrage ist, daß das Herz Gott allein gehört. So steht als der oberste Grundsatz für die Beurteilung des irdischen Besitzes das Wort maßgebend: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Menschen.“



II. Die Apostel.

5. Die Urgemeinde in Jerusalem.

Nicht als von irgend einer anderen Zeit des apostolischen Zeitalters gilt von der Geschichte der ersten Gemeinde in Jerusalem das Wort des Paulus, wonach all unser Wissen nur Zeugniss ist. Die Verhältnisse des Jüngerkreises, der den Herrn umgab, dürfen nicht ohne weiteres auf die Urgemeinde übertragen werden. Fast alle die Männer und Frauen, die diesem Kreise angehörten, waren das bethanische Haus, verschwinden mit einem Schlage aus der Geschichte, und neue, bisher unbekannte Persönlichkeiten treten in den Vordergrund. Für die erste Zeit stellt eigentlich Petrus allein den Zusammenhang mit dem Leben des Herrn her, da selbst Johannes in unseren Berichten neben ihm in den Hintergrund tritt und erst später bedeutsam in die Entwicklung der Gemeinden eingreift. So können wir auch die sozialen Verhältnisse der Umgebung Jesu nicht ohne weiteres bei der Urgemeinde

voransetzen, sondern wir müssen die Untersuchung von neuem beginnen. Als Quellen für die allererste Zeit stehen uns dabei nur die kurzen Andeutungen in den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte zu Gebote, über deren Wert noch dazu die Ansichten weit auseinander gehen. Schon bei Evangelienfragen ist es ein mögliches Ding, allzuviel Gewicht auf Quellencheidungen zu legen, und wir können es, innerhalb der in der obigen Untersuchung eingehaltenen Grenzen nur wagen, weil gerade für unsere Frage die Eigentümlichkeit des Lukas-evangeliums allgemein anerkannt wird. Für die Apostelgeschichte dürfte vollends der Versuch, auf dem Wege der literarischen Kritik einigermaßen sichere und allgemein anerkannte Ergebnisse zu erhalten, zur Zeit aussichtslos sein. Nur so viel kann behauptet werden, daß der mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und Scharfsinn unternommene Versuch von H. Holzmann,¹⁾ den Berichten der Apostelgeschichte über die Urgemeinde allen Quellenwert abzusprechen, nicht zu halten ist. Wenn Holzmann in diesen Entwürfen nur „das soziale Ideal des Verfassers dieser Schrift, ja in gewisser Hinsicht auch dasjenige der Heidentirche des zweiten Jahrhunderts, als in der heiligen Urzeit des Christentums vollkommen realisiert gewesen“ dargestellt findet, so steht diese Anschauung in vollem Widerspruch mit der ganzen Art, in der sonst der Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte mit seinen Quellen verfährt. Von Tendenzdichtung ist bei ihm nichts zu spüren, eher fällt es auf, wie sehr er sich an seine Quellen bindet. Man achte nur darauf, wie scharf die sogenannten „Wirkstücke“ in den Text eingefügt sind, um ganz von dem Gedanken abzukommen, daß derselbe Verfasser, der sie verarbeitet hat, an einer andern Stelle Idealbilder anzuordnen hätte. Nein, wer auch der Verfasser gewesen sein mag, sicher haben ihm ältere Quellen vorgelegen, die ihm zuverlässig erschienen. Darum werden wir uns bei unserer Untersuchung, unbekümmert um Holzmanns abschließendes Urteil, vorsichtig, aber doch vertrauensvoll an die Berichte der Apostelgeschichte halten und mit Weizsäcker²⁾ und Bleicherer³⁾ gerade in der „sozialistischen Erwönnung“, das charakteristische Kennzeichen

¹⁾ Wissenschaftl. Vermöge über religiöse Fragen. Frankfurt a. M. 1882 V. 48. — ²⁾ Apostolisches Zeitalter S. 647. — ³⁾ Neuchristentum 1887 S. 24, 355 „religiös-sozialistische Erwönnung“.

der Urgemeinde finden. Dabei bleibt natürlich näherer Prüfung vorbehalten, wie weit diese Strömung geht und wie sie sich äußert.

In einzelnen Angaben dürfen die betreffenden Kapitel der Apostelgeschichte wohl nicht ganz ohne Kritik gelesen werden. Hierher werden vor allem die Zahlenangaben über die Stärke der Gemeinde, 3000 (2, 41) und 5000 (4, 4) Gläubige, zu rechnen sein. Weder ist es zu begreifen, wie diese Menge, auch bei abgekürztem Verfahren, zumal bei dem Wassermangel im Orient, an einem Tage getauft werden konnte (2, 41), noch ist es denkbar, daß solche Massen sich längere Zeit hindurch täglich einmütig im Tempel versammelten (2, 46; 5, 12), überhaupt dürfte aller menschlichen Analogie nach eine so große Gemeinde dauernd (vgl. die Imperfektia in 4, 32) so einig nicht gewesen sein, wie 2, 42 ff. und 4, 32 ff. angeben. Nimmt man dazu, daß erst nach Hinzutreten von noch mehr Gläubigen (5, 14; 6, 1) sieben Diakonen gewählt werden, so leuchtet ein, daß deren Zahl von vornherein unzureichend sein mußte. Diese Zahlen teilen also mit den meisten antiken und besonders jüdischen Zahlenangaben den Übelstand, daß sie starke Übertreibungen sind. Man muß sie dezimieren, um auf die Wahrheit zu kommen. Die Quellen geben also das Bild des jerusalemischen Gemeindelebens nicht mit photographischer Genauigkeit wieder, aber es wäre doch sehr verkehrt, sie um einiger falschen Zahlenangaben willen für stark getrübt anzusehen, oder sie deswegen um ganze Menschenalter hinter die geschilderten Ereignisse zurückzusetzen. Man muß nur diese Stücke in ihrer Eigenart betrachten, um zu merken, daß ihnen auch gar nichts daran liegt, mit urkundlicher Gewißheit über den Zustand des ersten Gemeindelebens zu berichten. Sie machen weit mehr den Eindruck eines Stimmungsberichtes, als einer historischen Darlegung tatsächlicher Verhältnisse. Thatsachen sind nur insoweit erwähnt, als sie unbedingt nötig waren, diesem Stimmungsbericht eine Grundlage zu geben. Eigentlich finden sich nur zwei harte Fakta, die Thaten des Barnabas und Ananias. Alle andern Ausdrücke haben, so klar sie die Stimmung der Gemeinde widerspiegeln, doch für den nach geschichtlichen Ereignissen suchenden Forscher etwas Dehnbares. Der Nachdruck wird gelegt auf seelische Stimmungen (2, 43. 46. 47; 4, 32. 33). Einmütigkeit, Fröhlichkeit und Harmlosigkeit,

ein sorgloses In den Tag leben im Sinne von Mtth. 6, 25 ff. soll als Grundstimmung der jungen Gemeinde gekennzeichnet werden. Ihr ganzes Leben ist ein Nachhall jener Tage, in denen die Jünger auf die Frage des Herrn: „Habt ihr je Mangel gehabt?“ nur antworten konnten: „Herr, nie keinen.“ Dabei merkt man es der Schilderung an, daß diese Gemeinde unter einem großen, alles beherrschenden Eindruck steht, hinter dem alle anderen Gedanken zurücktreten. Sie ist so intensiv von dem Geiste Gottes angefaßt, daß sie einen Augenblick beinahe vergißt, daß sie noch auf der Erde lebt. Aber konnte das anders sein, wo den Gläubigen nach den Erschütterungen der Charwoche die Auferstehung des Herrn den Blick in ein ungeahntes höheres Land geöffnet hatte, und die ersten Wirkungen des Geistes wie ein verzehrendes Feuer und ein brausender Wind über sie gekommen waren? Diese gemeinsamen Erfahrungen schließen die schon vorher Verbundenen fest zusammen und bewirken eine Einigkeit, vor der für eine kurze Zeit alle Schranken fallen.

Behält man diesen Charakter des Berichtes in der Apostelgeschichte im Auge, so verschwinden jene „Selbstwidersprüche in der Schilderung des inneren Gemeindelebens, besonders die nicht klare Vorstellung von der Gütergemeinschaft in der Gemeinde“, die gegen die Zuverlässigkeit der uns erhaltenen Angaben ins Feld geführt werden,¹⁾ oder hören wenigstens auf, Anstoß zu geben. Es ist ja erklärlich, daß bei den wenigen Zeilen, die wir über den Urzustand der Gemeinde besitzen, jeder Forscher jedes Wort als wertvoll betrachtet und durch genaueste Prüfung jeder Einzelheit für seine Anschauung Beweismaterial sammelt, und doch führt ein solches Verfahren nicht zum rechten Ziel.

Für unsere Untersuchung ist es nun von Bedeutung, festzustellen, ob und wie sich die soeben geschilderte Grundstimmung nach der sozialen Seite auswirkt. Die hierauf bezüglichen Erscheinungen werden für gewöhnlich unter dem Namen der „Gütergemeinschaft der ersten Christen“ zusammengefaßt. Aber diesem Begriffe haften heute so viele andere, durch die kommunistischen Bewegungen der Neuzeit hervorgerufene Vorstellungen an, daß es geraten ist, von ihm für unsere Untersuchung abzugehen. Die

¹⁾ Weizsäcker a. a. O. S. 80.

Apostelgeschichte selbst bietet uns einen Ersatz dafür, indem sie 2, 42 als charakteristisch für das Gemeindeleben das Festhalten an der *κοινωνία* bezeichnet. Diese Beziehung von *κοινωνία* wird allerdings bestritten. Rössgen¹⁾ z. B. lehnt jede soziale Beziehung des Begriffes ab und will nur an „die Gemeinschaft im Geiste, an das innere reale Einssein“ denken. Wendt²⁾ geht zwar etwas weiter, indem er in Anlehnung an B. Weiß *κοινωνία* als „brüderliche Gemeinschaft der Christen im Leben und Verkehr miteinander“ bezeichnet, aber die Deutung auf Mitteilung milder Gaben an Bedürftige, also die Ausdehnung des Wortes auf das eigentliche soziale Gebiet, lehnt er auch als „verkehrt“ ab und meint: „dieser besondere Sinn müßte durch einen besonderen Zusatz angedeutet oder unzweifelhaft vom Kontexte geboten sein.“ Das ist nun in der That der Fall. B. 42 bildet gewissermaßen die Inhaltsangabe für den Schluß des Kapitels.³⁾ B. 43 wird das Wirken der Apostel, B. 46 das Brotbrechen, B. 47 das Gebet wiederaufgenommen und weiter behandelt, also ist B. 44 und 45 als Erörterung über die *κοινωνία* zu verstehen. Dazu kommt noch, daß B. 44, parallel mit 4, 32, der Hauptbegriff durch das Adjektivum *κοινός* wieder aufgenommen wird. Also liegt die Annahme nahe, daß *κοινωνία* in der Apostelgeschichte (ähnlich wie Röm. 15, 16; 2. Kor. 8, 4; Ebr. 13, 16) das Auswirken der inneren Gemeinschaft nach der sozialen Seite bezeichnen soll, und daß gerade dieses Wort, das die innigste sittliche und religiöse Gemeinschaft bedeutet (2. Kor. 13, 13), dem Verfasser auch nach der sozialen Seite als das prägnanteste erschien für das Verhältnis, das er ausdrücken wollte.

Aus diesen Erörterungen folgt ganz von selbst, daß es irreführend ist, die eigentümlichen sozialen Erscheinungen in der Urgemeinde als „großartiges Almosengeben“⁴⁾ zu bezeichnen. In der

1) Kommentar zur Apostelgeschichte Leipzig 1882 z. St. — 2) Kommentar zur Apostelgeschichte h. Meyer. — 3) Rössgen teilt, nach dem dreimal wiederholten *καὶ*, in drei Abschnitte 1. B. 42 das innere Leben, 2. B. 43 die öffentliche Stellung (wozu unser Erachten auch B. 47 gehören müßte!), 3. B. 44. 45 die inneren Einrichtungen (von denen B. 46 doch auch nicht ausgeschlossen werden kann). B. 46 u. 47 werden bei dieser Einteilung ganz willkürlich von dem übrigen abgeschnitten. — 4) Mhlhorn a. a. O. S. 68 eigentlich im Widerspruch mit seinen übrigen zutreffenden Äußerungen derselben Stelle.

äußeren Form mag die Sache dem Fernerstehenden sich so dargestellt haben, aber dem Geiste nach fand dort eigentlich eine Negation des Almosengebens statt. Nicht Barmherzigkeit, sondern Gemeingefühl, verbunden mit großer Nichtachtung irdischer Güter, nicht Mitleid, sondern brüderliche Liebe, Bewußtsein der Gleichheit, in das vielleicht hie und da auch der Wunsch nach einem Ausgleich hineinspielte, war die Triebfeder des Handelns.

Ebenso muß vermieden werden, irgend welche rechtlichen Anschauungen, wie Aufhebung des Privateigentums und ähnliche hier hineinzutragen. Die *κοινωνία* der ersten Christen ist keine Institution, wie etwa die Gütergemeinschaft der Essener und Therapeuten, sondern treffend bemerkt Uhlhorn,¹⁾ daß man sich „viel richtiger den Zustand als Abwesenheit jeder Institution“ vorstellt. Ein jeder wußte, daß, wo es ihm not that, das Vermögen des Bruders ihm zur Verfügung stand, als wäre es sein eigenes. Kämen dabei irgendwie rechtliche Anschauungen und Grundsätze in Betracht, so müßte ein, wenn auch noch so leiser Zwang zu verspüren sein, den die Gemeinde dem einzelnen gegenüber geltend machte. Davon ist aber bei der ältesten Gemeinde nichts zu finden. Neuerdings hat D. Holkmann²⁾ den Nachweis versucht, daß die That des Ananias ihren Grund gehabt habe in seinem Widerstreben gegen den Zwang der Gemeinde. Es habe einen Augenblick gegeben, „in welchem die Propheten der Jerusalemer Gemeinde den Verkauf des Privateigentums erzwangen und die härteste Strafe auf jede Bewahrung von Sondergut setzten.“ Holkmann gründet diese Anschauung allein auf seine Übersetzung von 5, 4: „Blieb dir nicht ein Rest und war es denn nach dem Verkauf in deiner Gewalt?“ d. h. „Hast du nichts zurückbehalten und hattest du denn auf das Verkaufte noch ein Recht?“ Aber diese Übersetzung ist kaum haltbar. Schon, daß μένον hier die Bedeutung „Rest“ haben soll ist geradezu bei den Haaren herbeige Holt, zumal es augenfällig im Gegensatz zu πρᾶδέν steht. Dazu ist es auch kaum denkbar, daß der Schriftsteller zwei Fragefälle so enge mit einander verbunden habe, von denen der eine als Antwort ja, der andere nein verlangt. So wird Aft. 5, 4 wohl gerade im Einklang mit der allgemein bisher

¹⁾ a. a. O. S. 68. — ²⁾ Studien zur Apostelgeschichte I. die Gütergemeinschaft, in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte XIV 1894 S. 327 ff.

üblichen Auslegung, im Gegensatz zu D. Holzmann beweisen, daß in der ersten Christengemeinde bezüglich der finanziellen Leistungen der Gläubigen jeder Zwang ausgeschlossen und nur freiwillige Gaben erwünscht und beabsichtigt waren.

Wie weit diese *κοινωνία* sich in Thaten umgesetzt hat, wäre höchst interessant zu wissen. Aber nicht auf alle interessanten Fragen giebt die Geschichte eine ausführliche Antwort. Zu beachten wird hierbei sein, daß der Verkauf der Güter nur ein einzelner, besonders hervorstechender Zug in den sozialen Erscheinungen des Gemeindelebens ist. Die Hauptsache war wohl, daß jeder gerne gab, wo er merkte, daß eine Gabe angebracht war, und daß ebenso niemand sich scheute und schämte von dem Bruder zu nehmen. Um allen modernen Umdeutungen die Spitze abzubreaken, hält D. Holzmann für nötig hinzuzufügen, daß es sich hier überhaupt nur um gemeinsamen Verbrauch, nicht um irgend welche Erwerbsgenossenschaft handle. Vor allem mag das gemeinsame Mahl dabei eine Rolle gespielt haben, zu dem die Wohlhabenderen vielleicht die Speisen lieferten (vgl. 2, 46 u. 1. Kor. 11). Haus- und Grundbesitzer werden wohl immer nur wenige Gemeindeglieder gewesen sein, wie sie auch durch den Ausdruck „wie viele nämlich Besitzer . . . waren“ (5, 34) aus der Zahl der andern herausgehoben werden. Vielleicht siedelten einzelne Galiläer nach Jerusalem über, nachdem sie ihren heimatlichen Besitz zu Gelde gemacht hatten. Die Apostel z. B. gaben damals wahrscheinlich ihre galiläische Heimat endgiltig auf, wenigstens erweckt ein Vergleich von Mark. 1, 29 u. Joh. 21 mit der Schilderung des in der Begleitung seiner Frau heranziehenden Petrus (1. Kor. 9, 4—6) den Eindruck, als ob der Apostel erst nach Pfingsten alle Beziehungen zu Galiläa gelöst habe. Aus der besonderen Erwähnung des Barnabas (4, 36) ist oft geschlossen (H. Holzmann, Pfeleiderer), daß solche aufopfernde Thaten nur Ausnahmefälle gewesen seien. Doch bemerkt D. Holzmann dagegen mit Recht, daß an ihm als einem bekannten Manne „mit gutem Grunde das veranschaulicht werden konnte, was auch andere weniger bekannte Personen gethan haben.“ Aber wie viele ihm nachgeeifert haben, ist ganz und gar nicht mehr festzustellen. Einzelne Ausdrücke in der Schilderung der Apostelgeschichte, wie 2, 45 und 4, 34 machen den Eindruck, als ob fast alle, die etwas

zu verkaufen hatten, ihre Habe hingaben, andererseits läßt die starke Betonung der Freiwilligkeit solcher Leistungen durch Petrus (5, 4) darauf schließen, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Gemeindegliedern diesem Beispiele nicht folgte und durch des Apostels Wort vor Mißachtung geschützt werden sollte. Einen Fingerzeig giebt vielleicht der Gebrauch der Imperfektta ἐπιπρασσον καὶ διεμέριζον 2, 45 und ἔφερον, ἐτίδουν und διεδίδετο 4, 35 f. Sie weisen auf einen dauernden Zustand hin und lassen, ebenso wie die Austeilung „so oft es jemand bedurfte“ darauf schließen, daß diese freiwilligen Verkäufe ebenfalls je nach Bedürfnis geschahen, wenn einmal Ebbe in der Kasse war. Nachdem wir es so versucht haben, den Thatbestand¹⁾, welcher dem Stimmungsbericht der Apostelgeschichte zu Grunde liegt, einigermaßen festzustellen, wird noch nach den Beweggründen zu forschen sein, die zu diesen sozialen Erscheinungen im Urchristentum geführt haben.

Möglicherweise, wenn auch nicht geradezu nachweisbar, kommen dabei Erinnerungen an die bei Lebzeiten des Herrn geführte gemeinsame Kasse in Betracht, wenngleich, auch abgesehen von den in der Apostelgeschichte mitgeteilten Zahlen, der Kreis der Gemeinde wohl selbst am Anfang ungleich größer war, als das unmittelbare Gefolge Jesu.

Viel wahrscheinlicher, obwohl, wie betont werden soll, für die Urzeit quellenmäßig auch nicht mehr zu belegen, hat der Einfluß eschatologischer Erwartungen zu sozialen Strömungen geführt. Für etwas spätere Zeit giebt die Gemeinde zu Thessalonich (I. Theß. 4, 11; 5, 14, II. 3, 6—12) ein Bild davon, wie diese Hoffnungen soziale Rückwirkungen hervorrufen. Die Nähe des Endes und der Wiederkunft Christi mußte naturgemäß dazu beitragen, die irdischen Güter zu entwerten und ihre Veräußerung zu erleichtern.

Die Apostelgeschichte nennt, sowohl Ap. 2 wie 4, nur einen Beweggrund, die begeisterte Einmütigkeit der Gemeinde, die alle Herzen auf das eine, wesentliche, auf das Zeugnis von Christus richtet. 4, 32 sind sogar die herzliche Einigkeit der Gemeinde und die Entfugungsfreudigkeit ihrer Glieder ausdrücklich unmittelbar nebeneinander gestellt. Dieser Beweggrund wird wohl auch immer

¹⁾ Für die Geschichtlichkeit dieses Thatbestandes sind außer Mösgen auch Feine a. a. D., S. 220 ff. und D. Holzmann, der letztere mit der oben kritisierten Übertreibung, eingetreten.

als ausschlaggebender angesehen werden müssen, selbst in noch höherem Grade als die Erwartung der Parusie. Große Begeisterung macht opferfähig, erst recht, wenn sie hervorgerufen ist durch den heiligen Geist. Es war eben die Zeit der ersten Liebe zum Herrn, bei vielen noch erhöht durch Scham über ihre Fahnenflucht bei Jesu Tode, und damit ganz von selbst auch die Zeit der ersten Liebe zu einander, noch verstärkt durch die Erinnerung an Jesu letztes Gebot. Diesen Menschen war schrecklich und herrlich eine neue Welt und ein neues Leben aufgegangen, und die Kräfte der Seele wuchsen dabei so gewaltig (Glossolalie), daß sie darüber die Erde und ihre Anforderungen ganz vergaßen. Oder wo sie daran dachten, war nur das eine Gefühl in ihnen lebendig, daß zu dem neuen Inneren, welches ihr Glaube schuf, auch eine neue Umgebung gehöre. Jesus selbst hat dieses, an sich so natürliche und berechtigte Gefühl doch oft genug in Schranken gehalten (z. B. Mark. 5, 18), bei der Urgemeinde fehlte dieser Zügel, und so brach es mit elementarer Macht durch. Und war es nicht möglich, die widerstrebende, ihrem Untergang entgegeneilende Welt draußen umzugestalten, dann sollte wenigstens in der Gemeinde das Reich Gottes so viel wie möglich verwirklicht werden. Vergift jeder Mensch, dessen Seele von einem großen Ziel oder Gedanken ausgefüllt wird, darüber die irdischen Sorgen und Lüste, wie sollten diese Gläubigen, deren Herz voll war von geistlichen Gaben, sich viel bekümmern um den trügerischen Mammon, sich ängstlich sorgen um den morgenden Tag. So kam es, daß in der ersten Christengemeinde in Jerusalem der irdische Besitz für gar nichts galt und, wo er vorhanden war, mit vollen Händen sorglos hingegeben wurde, um eine augenblickliche Not der Brüder zu lindern.

Wer wollte nicht voller Bewunderung diese begeisterte Freude, diese hingebende Selbstlosigkeit anstaunen? Und doch darf uns solche Bewunderung nicht blind machen für die Rehrseite dieses Bildes. Gar bald mußte es die erste Gemeinde schmerzlich erfahren, daß diese Erde noch kein Paradies ist. Die harte Realität der thatsächlich vorhandenen Welt läßt sich nicht mit einem begeisterten Ansturm aus der Welt schaffen, und keiner von uns Menschen darf, so lange er auf der Erde lebt, ungestraft vergessen, daß er auch noch sein irdisch Teil mit sich herumträgt.

6. Die palästinenfischen jüdisch-christlichen Gemeinden. Jakobus.

Die palästinenfischen Christengemeinden (Akt. 11, 19) bleiben nach einem kurzen, im ersten Teile der Apostelgeschichte geschilderten Aufblühen bald hinter den heidenchristlichen Gemeinden zurück. Infolge dieses „rapiden Zurücktretens des jüdischen Christentums“¹⁾ sind uns nur wenige Nachrichten über seine Geschichte aufbewahrt. Alles Interesse wendet sich frühe der mit weltgeschichtlichen Erfolgen gesegneten Thätigkeit des Paulus zu. Einige dürftige Mitteilungen über die Gemeinde in Jerusalem sind fast das einzige, was uns erhalten ist, bis mit der Zerstörung der heiligen Stadt für eine Zeit lang — einige spärliche Notizen bei Eusebius ausgenommen — alle Spuren dieser Gemeinden im Dunkel verschwinden. Aber während der kurzen Zeit ihres Bestehens sind diese Gemeinden von unermesslicher Bedeutung für die ganze Zukunft des christlichen Glaubens, denn in ihnen wurden die kostbaren Urkunden vorbereitet und gesammelt, durch die wir Kunde haben von der Person und dem Werke unsers Erlösers. Dabei bewahrten diese Gemeinden naturgemäß die Stücke am sorgsamsten auf, die ihren Bedürfnissen am meisten entsprachen. Die Worte des Herrn haften am festesten in den Gemütern, die ihre eigenen Verhältnisse am anschaulichsten beleuchteten, und diese unwillkürliche Auswahl bedingte nach und nach auch eine leise Färbung des gesamten Stoffes. Wer es versucht, mit aufmerksamem Auge und sehr vorsichtiger Hand (vgl. § 2) dieser Färbung nachzuspüren, kann, bei mancher Unsicherheit im einzelnen, im ganzen doch einen ziemlich klaren Einblick in die Verhältnisse der palästinenfischen jüdisch-christlichen Gemeinden gewinnen, sogar mehr über sie erfahren, als man nach den dürftigen direkten Nachrichten zunächst glaubt.

¹⁾ Harnack, Dogmengeschichte 1. Aufl. I, 109.

Dazu kommt, außer gelegentlichen Mitteilungen in den Briefen des Paulus, als außerordentlich wertvolle Quelle für jene Zeit der Jakobusbrief. Freilich ist die Handhabung der griechischen Sprache in diesem Briefe gewandter und die Schreibweise flüssiger, als man in der urchristlichen Gemeinde erwartet. Auch macht das Schreiben in der uns vorliegenden Gestalt nicht den Eindruck, als sei es etwa eine griechische Bearbeitung eines hebräischen bzw. aramäischen Originals, dazu ist alles zu abgerundet und ursprünglich. Aber andererseits fehlen dem Brief weder im ganzen Wortschatz noch in einzelnen Wendungen hebräische Elemente, und schließlich kann man mit Recht die Bemerkung von Reuß¹⁾ hier heranziehen: „was wissen wir von den Bildungsmitteln jedes einzelnen Apostels?“ Man nehme hinzu, daß die ganze Gedankenwelt, welche der Brief voraussetzt, sowie das soziale Milieu, das er beeinflussen will, in keine andere Zeit so hineinpassen, wie in das palästinensische Urchristentum. Der Brief liest sich oft wie eine Fortsetzung der synoptischen, besonders lukanischen Reden, die in jenen Kreisen besonders geschätzt waren. Mit seinem oft wiederholten Selig und Wehe scheint der Verfasser neben alttestamentlichen Vorbildern die Redeweise des Herrn in der Bergpredigt des dritten Evangeliums zum Muster gewählt zu haben. Feine²⁾ hat auch darüber hinaus eine ganze Reihe sachlicher, selbst sprachlicher Berührungspunkte zwischen Jakobus und den palästinensischen Quellenstücken des Lukas-Evangeliums nachgewiesen. Bezugnahme auf die paulinische Gedankenwelt ist außer der vielumstrittenen Stelle im zweiten Kapitel nicht nachweisbar. Alles in allem halte ich es für berechtigt, den Jakobusbrief für die Schilderung der palästinensischen Christengemeinden heranzuziehen.

Der erste Zwiespalt in der christlichen Gemeinde wurde hervorgerufen durch den trügerischen Mannion. Das ist ein Beweis, wie richtig der Herr urteilt, wenn er so oft die Gefahren des irdischen Besitzes hervorhebt, ein Beweis auch, wie notwendig es für die Gemeinde ist, gerade in dieser Frage nüchtern und klar zu

1) Citirt nach Beytschlag, Kommentar zum Jak.-Br. v. Meyer S. 24.

2) a. a. D. 132 f.

urteilen, sich vor allem überspannten Wesen zu hüten und niemals den festen Boden der gegebenen irdischen Verhältnisse unter den Füßen zu verlieren.

Geld- und Ehrgeiz, verbunden mit einer gewissen natürlichen Verlogenheit, sind, soweit wir sehen können, die Triebfedern des Ananias bei seinem gleißnerischen Handeln gewesen, und sie erklären auch zur Genüge seine That, wie die Entrüstung des Petrus und der Gemeinde über dieses erste räubige Schaf der Herde Christi. Mit D. Holtzmann Angstlichkeit wegen der Verzögerung der Wiederkunft Christi als Hauptmotiv zu nehmen und Ananias zu einem „Märtyrer einer überspannten grausamen Begeisterung“ zu stempeln, bietet die Erzählung in der Apostelgeschichte keinen Grund, aber die eschatologischen Hoffnungen müssen ja überall herhalten, wo irgend eine neue Hypothese durchgeführt werden soll. Es ist sogar sehr unwahrscheinlich, daß solche Angstlichkeit bei Ananias vorhanden gewesen ist, da noch in weit späterer Zeit, während der Wirksamkeit des Paulus, sich in den Gemeinden kein Zweifel an der baldigen Wiederkunft¹⁾ zeigt, vielmehr der Apostel selbst, wie es scheint, einer der ersten ist, der anhebt, sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen.²⁾ Ebenso wenig ist ein Grund vorhanden, mit D. Holtzmann anzunehmen, daß das Verfahren des Ananias gewissermaßen eine Nothwehr gegen einen von Seiten der Apostel ausgeübten Zwang gewesen sei. Die exegetische Unwahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit dieser Annahme ist bereits beleuchtet. Hinzugefügt sei hier noch, daß bei einer solchen, dem innersten Geiste des Urchristentums widersprechenden Gewaltpolitik viel stärkere Erschütterungen der Gemeinde, als nachgewiesen werden können, die notwendige Folge gewesen wären. Insbesondere hätte auch das Ansehen der Apostel, Petrus voran, darunter leiden müssen, und schwerlich wäre ihnen dauernd ein so ungetrübtes und ehrenvolles Gedächtnis in der Gemeinde beschieden gewesen, wie wir es überall finden. Vielmehr ist die That des Ananias auf die in der Apostelgeschichte angedeuteten Motive zurückzuführen und gerade dadurch ein bedeutungsvoller Wendepunkt in der Entwicklung der

¹⁾ Vgl. z. B. 1. Thess. 4, 13 ff., wo die Thessalonicher nicht ihretwegen, sondern ihrer Toten wegen in Sorge sind. — ²⁾ Vgl. die Perspektive von Röm. 11, 25 ff.; 2. Kor. 5, 4; Phil. 3, 11.

jerusalemitischen Urgemeinde. Sie zeigt, daß eine Gemeinde der Heiligen ohne Flecken und Runzeln hier auf Erden nicht zu erreichen ist. Indem sich in dieser That ein Vorgang aus dem durch die Habgier des Judas gestörten Jüngerkreise des Herrn wiederholt, wird die Gemeinde darauf hingewiesen, wie wichtig gerade die Stellung zum irdischen Besitz für ihr ganzes Gedeihen ist, ein mahnender Wink zugleich für die Kirchen der Zukunft, den diese leider nur selten verstanden haben.

Die unmittelbaren Folgen der That des Ananias sind nicht mehr zu übersehen. Unwahrscheinlich ist es, daß damit oder bald danach der Verkauf von Gütern sein Ende fand. Aber der nächste Einblick, den wir dank Akt. 6 in die sozialen Verhältnisse der Gemeinde thun können, zeigt bereits ein wesentlich verändertes Bild, wofür als glaubhafter Grund das Anwachsen der Gemeinde angegeben ist. Auch wenn das Wachstum der Gemeinde nicht so große Dimensionen hatte, wie die Apostelgeschichte angiebt, ist es an sich nicht in Zweifel zu ziehen. Damit stieg die Gefahr, daß auch unlautere Elemente in die Gemeinde eindrangten. Die ungewöhnliche Opferfreudigkeit lockte besonders die Armen an, mit deren Zahl im Laufe der Zeit die Größe der gespendeten Gaben nicht Schritt halten konnte. So bildeten sich kleinere Kreise, Hausgemeinden, innerhalb der großen Gemeinde, und an Stelle der freien brüderlichen Handreichung tritt wieder das Almosen, zunächst als Privatwohlthätigkeit, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß hierbei, wie auch früher, in vielen Fällen noch die Apostel als Austerler an die Bedürftigen ihres Amtes warteten.¹⁾ Natürlich mußte es dabei zu Mißhelligkeiten kommen, und so hat auch der nächste Zwiespalt, von dem wir in der Urgemeinde hören, wie der erste, seinen Grund in sozialen Schwierigkeiten. Diesmal machte der Hader sogar die Einrichtung eines neuen Gemeindeamtes notwendig, es wurden sieben Armenpfleger gewählt. Mössen sieht in dieser Entwicklung ein neues Moment, „welches zum Wachstum der Gemeinde beitrug, ihre innere Kraft nicht brach, sondern stärkte.“

1) Diese Zwischenstufe beachtet Wendt nicht genügend und findet darum in Akt. 6 einen Widerspruch mit Akt. 4. Die Bildung der Hausgemeinden mit ihrer Privat-Wohlthätigkeit ist angebahnt in 2, 46, durchgeführt in Akt. 11, 12.

Richtig daran ist nur, daß die Gemeinde auch diese Krisis überwunden hat. Gestärkt ist sie schwerlich aus ihr hervorgegangen, vielmehr hat das Gemeindeleben in Jerusalem seinen Höhepunkt überschritten, die Erzählung der Apostelgeschichte läßt noch deutlich erkennen, daß starke Unterströmungen innerhalb der Gemeinde vorhanden waren, befürchteten doch sogar die Apostel eine Erschütterung ihres Ansehens.

Wie aber auch im einzelnen diese Entwicklung verlaufen sein mag, soviel ist sicher, daß die Urgemeinde in Jerusalem gerade durch ihre sozialen Besonderheiten ein eigentümliches Gepräge bekam. Im Laufe der Zeit wurde sie auf dieser Bahn Schritt für Schritt vorwärts gedrängt, wenigstens sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, daß die Gemeinde nach und nach verarmte.

„Darüber, wie die Armut (in der Gemeinde) entstanden ist, sind wir ohne alle Nachricht“, (nach Weizsäcker¹⁾), doch weisen unsere Quellen auf das Zusammenwirken verschiedener Gründe hin. Etwas zu einseitig wird vielfach die *κοινωνία*, verbunden mit eschatologischen Stimmungen, als Grund der Verarmung allein geltend gemacht. Gewiß werden diese Verhältnisse sehr stark mitgewirkt haben, aber sie erklären nicht die Thatsache, daß, wie aus dem Jakobusbrief und wohl auch aus der Quelle des Lukasevangeliums zu ersehen ist, alle jüdisch-christlichen Gemeinden in Palästina an derselben Armut litten. Verschiedene Hungerjahre, welche diese Gemeinden durchzumachen hatten, trugen sicher dazu bei, die Not zu vermehren²⁾, wie überhaupt das ganze, in Judäa an sich nicht gerade wohlhabende Land in jener Zeit infolge der inneren Unruhen und Aufstände bis zum jüdischen Kriege immer mehr verarmte. Zu diesen äußeren Ursachen kommt dann noch als innerer Grund, daß der gesellschaftliche Zug in den Gemeinden bedeutend erstarrte. Sie kamen dadurch in eine Stellung, auf welcher der Fluch der Halbheit lastete, und wurden zu einer energischen Missionsthätigkeit unfähig, gaben doch, wie wir aus den paulinischen Briefen wissen, einzelne jüdenchristliche Eiferer an Fanatismus den Pharisäern nur wenig nach. So eignete diesen Gemeinden bald ein gewisser Zug der Resignation³⁾, der auch seine sozialen Rückwirkungen äußerte.

¹⁾ a. a. O. S. 45. — ²⁾ Vgl. Kommentare zu Mt. 11, 27—30. —

³⁾ Weizsäcker a. a. O. S. 381.

Weite und einflußreiche Schichten des Volkes blieben dem christlichen Glauben verschlossen, und die Gemeinde gewann neue Anhänger fast nur noch aus den niederen Kreisen, denen das tröstliche Evangelium des menschenfreundlichen Menschensohnes auch in dieser Gestalt immer noch wie ein Lichtstrahl das Dunkel ihres Daseins erhellte und die armselige Gegenwart mit dem Hoffnungsschein einer seligen Zukunft vergoldete.

So finden wir bis zum jüdischen Kriege etwa folgende Verhältnisse:

Die Gemeinde in Jerusalem bestand zum größten Teile aus armen Leuten. Das Wort des Petrus: „Gold und Silber habe ich nicht“ (Akt. 3, 6) ist ein Wahrzeichen für die ganze Gemeinde. Wohlten immerhin auch einige angesehenere Persönlichkeiten, Priester (Akt. 6, 7) u. a. sich zu den Gläubigen halten, im ganzen kommen sie kaum in Betracht. Wenn Paulus seine Kollekte sammelt, schreibt er wohl einmal von den *πτωχοὶ τῶν ἁγίων*, als seien die Armen nur ein Teil der Gemeinde, meistens redet er jedoch ganz allgemein von seiner *διακονία εἰς τοὺς ἁγίους* und von den *ὁστερηματα τῶν ἁγίων* (2. Kor. 8, 4. 13; 9, 1. 12). Jedenfalls beweist schon die große Wichtigkeit, welche die Apostel dieser Sammlung beilegen, indem sie dieselbe sogar in die grundsätzlich bedeutungsvollen Abmachungen mit Paulus hineinziehen (Gal. 2, 10), daß die Leiter der jerusalemischen Christenheit dieser Gabe dringend bedurften, um ihre Gemeinde über Wasser zu halten.

Ganz ähnlich stellt sich das Bild der andern palästinensischen Gemeinden dar. Unter dem Druck der ersten Christenverfolgungen waren sie entstanden (Akt. 8). Einzelne wohlhabende Gemeindeglieder, wie vielleicht Tabea, waren wohl sicher zu finden, aber im allgemeinen hielten die besitzenden Kreise sich fern. Vielleicht hatte die mit Ananias gemachte schmerzliche Erfahrung auch ein gewisses Mißtrauen gegen die Reichen verursacht, jedenfalls thum Petrus und die Begründer der Gemeinden alles mögliche, um alle unläutern Persönlichkeiten von der Gemeinde fern zu halten (Akt. 8, 20). Mit bewundernswerter, wahrhaft frommer Gesinnung verzichten diese ersten Gemeinden lieber auf jeden äußeren Vorteil, als daß sie auch nur im geringsten von dem lauterem Sinne ihres Herrn abgewichen wären.

Auf diese Weise entstanden die Zustände, die der Jakobusbrief und die Quelle des Lukasevangeliums klar erkennen lassen. Die christlichen Gemeinden haben fast nur Arme zu Mitgliedern. Die Jak. 4, 13 ff. erwähnten Handeltreibenden brauchen nicht unbedingt den wohlhabenden Kreisen anzugehören, wie Benschlag¹⁾ will. Der Umstand, daß die Anrede an sie mit *ἀγε νῦν* eingeführt wird, analog wie 5, 1 *ἀγε νῦν οἱ πλούσιοι*, läßt sogar zweifelhaft erscheinen, ob sie überhaupt zu dem engeren Kreis der Gemeinde gehören, oder nur zu solchen, mit denen die Gemeindeglieder in Berührung kamen und vor deren Gebahren sie gewarnt werden sollen. Denn die *πλούσιοι* gehören nicht zu der Gemeinde, und die direkte Anrede an sie ist nur eindrucksvolle rhetorische Form. Es ist durchaus unwahrscheinlich und über das erste Jahrhundert der Kirche hinaus unerhört, daß alle Reichen innerhalb der Gemeinde oder auch nur die tonangebende Mehrzahl von ihnen so wenig vom christlichen Geiste durchdrungen sein sollten, wie sie hier erscheinen. In 2, 1 ff. ist außerdem deutlich zu erkennen, daß sowohl der Reiche wie der Arme Gäste beim Gemeindegottesdienste sind. Ebenso ist unglaublich, daß ein Schriftsteller jener Zeit in seinem ganzen Schreiben so wegwerfend von Angehörigen der Gemeinde, Brüdern in dem Herrn, reden würde, wie Jakobus von den Reichen. Der Gegensatz im ganzen Ausdruck, ob der Verfasser zu den Reichen oder zu Gemeindegliedern redet, ist schon an der Anrede *ἀδελφοί* zu merken, mit der er die letzteren stets begrüßt (1, 2. 9. 16. 19; 2, 1. 5. 14; 3, 1. 12; 4, 11; 5, 7. 9. 10. 12. 19). Man vergleiche diese Abschnitte in Ton und Haltung mit den andern, etwa 5, 1—6 mit 5, 7—11, und man verspürt sofort, wo der Verfasser mit Gemeindegliedern redet, in denen er, auch wo er tadeln muß, immer noch Brüder sieht, und wo er zu Fremden, Ungläubigen spricht.

Allüberall aber läßt der Jakobusbrief deutlich die gedrückte Lage der Christen erkennen, die größtenteils abhängige Arbeiter, ländliche Tagelöhner (5, 4) und ähnliches sind. Willkürliche Bedrückungen seitens der Reichen waren an der Tagesordnung (2, 6. 7). Die daraus erwachsenden Anfechtungen drückten die Seelen so schwer, daß viele beinahe im Glauben an Gottes Güte

¹⁾ Jak.-Brief, Meyer's Kommentar XV. S. 12. 201.

und Gerechtigkeit irre wurden (1, 13). Andererseits war die Unterwürfigkeit unter die reichen Herren diesen armen Menschen so sehr zur zweiten Natur geworden, daß sie nicht einmal in ihren gottesdienstlichen Versammlungen sich mit reichen Gästen als vor Gott gleich fühlten (2, 1 ff.), was darauf schließen läßt, daß auch in ihren Herzen der Neid und die Sehnsucht nach dem Golde keineswegs erloschen waren. Sie waren den Reichen gegenüber nicht innerlich frei. In diesen Kreisen gingen Christi Worte gegen die Reichen von Mund zu Munde, sie warteten sehnsüchtig auf den großen Tag der Abrechnung. Und ihre enge Fühlung mit dem gesetztreuen Judentum und den Stillen im Lande bewirkten wieder, daß bei ihnen, wie im Spätjudentum, die Begriffe reich und gottlos, arm und fromm beinahe verschmolzen. Aber die evangelische, frohe, hoffnungsvolle Stimmung ist ihnen abhanden gekommen, man merkt es jeder Zeile des Jakobusbriefes an, wie der Verfasser sich abmüht, niedergeschlagene und gedrückte Menschen aufzurichten und zu erfrischen. Mit dieser bedrängten Lage hängt auch zusammen die besondere Wertschätzung des Almosens. „Rein Evangelium bietet überhaupt eine so hohe Schätzung der ἐλεημοσύνη wie Lukas“¹⁾ und kein Brief legt so viel Gewicht auf die brüderliche Unterstützung wie der des Jakobus.

So sind die Gemeinden beschaffen, für welche der Jakobusbrief geschrieben ist. Sein Verfasser ist die letzte, bedeutende Persönlichkeit, die der Geist Gottes im jüdischen Christentum erweckt hat. Nicht unwahrscheinlich ist die alte Überlieferung, daß Jakobus, der Bruder des Herrn, der Verfasser ist. Wenigstens stimmt der Brief gut zu der Schilderung, die Hegesipp bei Eusebius von Jakobus entwirft. Die ganze Schrift giebt Zeugnis von dem sittlich ernststen, lauterem Charakter des Mannes, den gläubigen Väter zeigt der unmittelbare Hinweis auf Elias, ein gesetzlicher Hand ist überall, besonders im zweiten Kapitel, zu verspüren, der herbe Ton verrät den Asketen. Keine der Schriften des Neuen Testaments ist so wie dieser Brief durchdrungen vom Geiste der Pro-

¹⁾ Jüngst, Theol. Stud. u. Krit. 1896 S. 232. Holmann geht aber doch zu weit, wenn er (Prot. N.-Z. 1894 Sp. 1055) äußert, Lukas erblicke „im Almosen geradezu eine Art Universalheilmittel, um sich von den Ansteckungen des Reichthums zu reinigen.“

pheten in der jesaianischen Periode, keine besonders auch in der Betonung der sozialen Schäden ihnen so nahe stehend, nur daß alles verklärt ist durch den Geist der Bergpredigt, an die in Form wie Inhalt mancherlei Anklänge erinnern. Nur ein so bedeutender Mann, wie es der Verfasser war, groß durch Sittenreinheit und Glauben, konnte den Versuch wagen, den gedrückten Gemeinden Palästinas neuen Mut und neuen Glauben einzuflößen.

Jakobus nimmt aus den Anschauungen seiner Leser einen Hauptpunkt einfach herüber als Kardinalpunkt auch für sein christliches Denken. Die Armen sind es, denen das Evangelium, denen die Seligpreisungen in erster Linie gelten. Vielleicht nirgends zeigt sich der große Wechsel in den Ansichten, der hier eingetreten ist, so deutlich wie in 2, 5. An Stelle der $\pi\tau\omega\chi\omicron\iota \tau\tilde{\omega} \pi\nu\epsilon\mu\alpha\tau\iota$, die Jesus im Auge hatte, wenn er von der Seligkeit des Himmelreichs sprach, sind die $\pi\tau\omega\chi\omicron\iota \tau\tilde{\omega} \kappa\acute{o}\sigma\mu\omega$ als von Gott erwählte Erben des Reiches getreten. Die Reichen behandelt Jakobus mit grimmiger Fronte (1, 10 f.), er ruft über sie im heiligen Zorne sein Wehe (5, 1 ff.), er schließt sie in erbarmungslos scharfer Darlegung vom Erbe aus (2, 5 ff.), sie sind ihm ein Greuel. Aber schon hierin zeigt sich, wie verschieden im Grunde seine Stellung von der der Gemeinden ist. Was diese ängstet und bedrückt, ist ihm gerade recht. Auch die Gemeinden wissen sich arm, aber nicht gerne. Jakobus ist stolz auf diese Armut und will diesen Stolz der Armut auch unter den Christen zur Geltung bringen: „Der niedrige Bruder rühme sich seiner Höhe“ (1, 9). Darum will er keine verlorne Liebesmühe um die Reichen, sondern scharfe Rücksichtslosigkeit, im besten Falle Gleichgültigkeit gegen sie. Die Gemeinden sollen mit Bewußtsein unter den Armen ihre Anhänger suchen, denn diese sind „reich im Glauben und Erben des Reiches.“ Dementsprechend legt Jakobus seinen Lesern solche Tugenden besonders ans Herz, die aus ihrer gedrückten Lage und dem Gegensatz gegen die Besitzenden folgen: Ausdauer und Geduld, Mildthätigkeit und Ausrotten aller Begehrlichkeit. Nur noch eine kleine Weile gilt es auszuhalten: Der Richter steht vor der Thüre!

Es ist Jakobus nicht gelungen, seine Gemeinden aufzurichten und mit seinem herben, aber starken Geiste zu erfüllen, sie sind bald von der Bildfläche verschwunden. Mancherlei äußere Umstände

haben dazu mitgewirkt, aber ein gut Teil der Schuld trägt auch ihre schroffe Stellung zum irdischen Besitze. Im ganzen bedeutet doch bereits der Brief des Jakobus, wie Luthers mit seinem genialen Blick schnell herausgefunden hat, eine Verengung des Gesichtskreises. Wir möchten ihn um keinen Preis in unsern Bibeln missen. Er wird der Christenheit, so oft sie es sich wohl sein lassen will in irdischen Gütern, einen heilsamen Stachel in die Gewissen drücken. Aber ein Christentum, das in ihm das Centrum seiner Stellung hätte, wäre dürftig, ehjionitisch. Das Schicksal der palästinensischen Gemeinden liefert den geschichtlichen Beweis, daß ein Christentum, welches mit der untersten sozialen Schicht verkettet wird, zu Grunde gehen muß. Der irdische Besitz darf im christlichen Glauben die Thür des Himmelreichs weder öffnen noch schließen. Immer wird das Christentum die Religion der Armen sein, aber nicht in dem Sinne, daß die Armen ein besonderes Anrecht auf seine Gaben und Verheißungen haben, sondern umgekehrt, weil Jünger Christi viel Liebe und Verständnis für die Armen haben. Der Glaube an Christus ist eine Sache der Menschheit, und niemand darf ihn ungestraft nur für einen Teil der Menschheit zurückbehalten.

Für die Kirche endlich ist dieser ganze Teil der Kirchengeschichte eine ernste Mahnung, die rechte Stellung zum irdischen Besitze zu suchen. Völlige Geringschätzung und Nichtachtung des irdischen Besitzes in der Urgemeinde und scharfe einseitig-schroffe Ablehnung der materiellen Güter der Welt im Jakobusbrief wirkten wie ein Krebschaden auf die palästinensischen Gemeinden. Die Christen, die zu ihnen gehörten, fühlten sich schließlich doch dadurch gedrückt, sie wurden verbittert, und gedrückte und verbitterte Menschen können nicht die Welt für Jesus Christus erobern.



7. Die sozialen Verhältnisse der heidenchristlichen Gemeinden.

„Den Reichen dieser Welt gebiete, daß sie nicht hochmütig seien, noch auf den unsicheren Reichtum ihre Hoffnung setzen, sondern auf Gott, der uns alles reichlich zum Gemisse darbietet, daß sie gutes thun, reich seien an guten Werken, freigiebig, mittheilungssam, sich selbst einen guten Schatz sammelnd für die zukünftige Welt, damit sie das wahre Leben ergreifen“ (1. Tim. 6, 17—19). Man braucht nur unmittelbar nach dem Jakobusbriefe diese Stelle zu lesen, um zu bemerken, daß hier eine ganz andere Luft weht. Dort wird über die Reichen nur bitteres Wehe gerufen, grimme Ironie und schroffes Verwerfen ist der Grundzug jedes Ausspruchs, hier ist auch der ganze Ernst christlicher Geringschätzung der irdischen Güter im Vergleich zu den himmlischen Schätzen nicht zu verkennen, aber dabei herrscht doch eine andere Tonart. Die Reichen, soweit sie der Gemeinde angehören, sind nicht Christen zweiter Klasse, ihnen wird nicht überall vorgehalten, daß es eigentlich ein großes Unrecht ist, reich zu sein, sondern sie sind vollwertige Glieder der Gemeinde, Brüder in dem Herrn, freilich Brüder, denen viel gegeben ist und von denen darum viel verlangt wird.

Diese Stelle des 1. Timotheusbriefes stammt allerdings nicht aus der allerersten Anfangszeit der christlichen Gemeinden im Heidentume, aber es ist klar, daß von vornherein in diesen Gemeinden eine etwas andere Stellung zum irdischen Besitze eingenommen wurde, als etwa im Jakobusbrief, wenn schließlich eine derartige Beurteilung der Reichen und des Reichtums maßgebend werden konnte. Ein Blick in die sozialen Verhältnisse dieser ersten Gemeinden, soweit ihn unsere Quellen ermöglichen, soll uns zur Prüfung dieser Behauptung verhelfen.¹⁾

¹⁾ Zum Ganzen vgl. Friedländer, Sittengeschichte Roms. 6. Aufl. III, 629 ff.; Hasenclever, „Christliche Proselyten der höheren Stände im ersten Jahrhundert“ in Jahrb. f. prot. Theol. 1882 VIII. 34—78; 230—271.

Die Apostelgeschichte nennt eine ganze Anzahl von Persönlichkeiten aus höheren Ständen, auf welche die Verkündigung des Christentums tiefen Eindruck gemacht habe. Der Schatzmeister der Randake (8, 27), der Prokonsul Sergius Paulus (13, 7), Dionysius der Areopagite (17, 34) vielleicht auch Manaen, Ἡρώδου τοῦ τετραρχοῦ σύντροφος¹⁾, und Krispus, der Synagogenvorsteher (18, 8), gehören dazu, ferner die summarischen Erwähnungen (17, 4. 12), daß auch die vornehmeren Kreise in den Provinzialstädten Thessalonich und Beröa, besonders hochgestellte Frauen, das Evangelium annahmen. Jedoch läßt sich in den meisten dieser Fälle nicht mehr ausmachen, ob diese Männer und Frauen, auf welche die Predigt der Apostel einen tiefen Eindruck gemacht hatte, sich später auch zu der Gemeinde gehalten haben. Über Angehörige der Gemeinden geben die paulinischen Briefe Auskunft. In ihnen werden Vertreter der beiden obersten Stände, der Senatoren und Ritter, nicht erwähnt, oder wenigstens nicht ausdrücklich als solche kenntlich gemacht, jedoch scheinen eine Reihe von Glänzigen ihrer sozialen Stellung nach zu den angeseheneren Schichten des dritten Standes zu gehören. Dahin sind zu rechnen Phöbe, wenn προστάτις (Röm. 16, 2) patrona in dem technischen Sinne „Vertreterin untergeordneter Personen“²⁾ bedeutet, Crastus, ὁ οἰκονόμος τῆς πόλεως in Korinth (Röm. 16, 21) und wohl auch die Phil. 4, 22 erwähnten Mitglieder des kaiserlichen Hofes. Unter den letzteren ist schwerlich nur die untere Dienerschaft zu verstehen, da Paulus (Phil. 1, 13; 4, 22) ihre Befehrung als besonders bedeutungsvoll hervorhebt, übrigens auch ohne diese Annahme schwer zu erklären wäre, daß bereits nach kurzer Zeit Mitglieder des kaiserlichen Hauses selbst wahrscheinlich zu den Christen gehörten.³⁾ Besseren und gebildeteren Kreisen scheint Apollos angehört zu haben, auch Lukas der Arzt (Kol. 4, 14) und Zenas, der römische Rechtsgelehrte (Tit. 3, 13) werden hierher gehören, wenngleich die Berufe der beiden letzteren sehr verschiedene soziale Stufen umfaßten.⁴⁾

¹⁾ S. darüber die Kommentare zu Akt. 13, 1, ob σύντροφος Milchbruder oder Jugendgespieler bedeutet. — ²⁾ Heinrich, „die Christengemeinde Korinths u. d. relig. Genossenschaften der Griechen“ in Zeitschr. f. wissensch. Theol. XIX S. 517 ff. — ³⁾ s. darüber Friedländer a. a. O. I, 503 ff. u. Gasenclever. — ⁴⁾ Über die soziale Stellung der Ärzte giebt ausführliche Mit-

So gering diese Ausbeute ist, wird sie immerhin genügen, um zu beweisen, daß das Christentum bei seiner ersten Berührung mit dem Heidentum auch unter den angesehenen Schichten der Bevölkerung aufmerksame Zuhörer, sogar eifrige Befenner fand.

Im allgemeinen blieben natürlich die niederen Kreise des Volkes in der Mehrzahl, sodaß am treffendsten das Verhältnis der Stände innerhalb der Gemeinden geschildert ist in dem bekannten paulinischen Wort (1. Kor. 1, 26 f.): „nicht viel Weise dem Fleische nach, nicht viel Mächtige, nicht viel Bornehme; sondern was thöricht ist in der Welt, hat Gott erwählet, um die Weisen zu Schanden zu machen; und was schwach ist in der Welt, hat Gott erwählet, um die Starken zu Schanden zu machen, und das Uedle in der Welt und das Ausgestoßene hat Gott erwählet, das, was nicht ist, um das, was für etwas gilt, zu vernichten.“ In diesem Worte des Apostels sind beide Seiten beleuchtet. Es stellt das bedeutende Überwiegen der niederen Stände fest, aber gleichzeitig auch, daß die oberen Schichten nicht ganz unvertreten waren.

Für unsere Untersuchung, die nach dem Vorkommen und der Verteilung irdischer Güter in den ersten heidenchristlichen Gemeinden fragt, ist das Wort des Apostels Paulus nicht ohne weiteres zu verwenden. Es ist für die ganze Stellung des Urchristentums in der antiken Welt charakteristisch, daß der große Heidenapostel hier Gegensätze des politischen und gesellschaftlichen Lebens hervorhebt und nicht solche des Besitzes. Darin zeigt sich ein großer Unterschied zwischen den palästinensischen und den heidenchristlichen Gemeinden. Im heiligen Lande bestehen die Gemeinden im allgemeinen aus Volksgenossen, „Kindern unsres Vaters Abraham“ (Akt. 11, 19; Luk. 16, 19 ff.; Jak. 2, 21). Der Gegensatz von reich und arm ist eigentlich die einzige Kluft, die für diese Gemeinden, besonders wenn sie abseits von den religiösen Parteikämpfen Jerusalems lagen, in Betracht kommt. Im Heidenchristentum dagegen, zumal in den großen Weltstädten, wo alle Nationen zusammentrafen und

teilungen Friedländer a. a. O. I, 315. 335 ff. Auch der *νομικός* scheint nach dem mäßigen Honorar, daß ihm in der von Friedländer a. a. O. I S. 327 Anm. 11 angeführten Stelle bewilligt wird, nicht gerade zu den obersten Klassen der Rechtsgelehrten zu gehören.

alle geistigen Strömungen das Leben beeinflussten, platzten alle Gegensätze der antiken Welt aufeinander. Hier stehen gegen einander: Griechen und Barbaren, Juden und Griechen, Herren und Sklaven, ja selbst für das Verhältnis der Geschlechter ist hier nicht, wie in den engen Kreisen Palästinas, altväterliche Sitte maßgebend, auch die Frage nach der rechten Stellung von Mann und Weib¹⁾ tritt ein in die Reihe der großen Gegensätze, durch die das Schifflein der Kirche in der ersten Zeit, wie durch ein klippenreiches Meer, hindurchsteuern mußte. Im Vergleich mit diesen großen, auch in das geistige und religiöse Leben tief eingreifenden Gegensätzen, tritt die Kluft zwischen reich und arm verhältnismäßig zurück. Daraus erklärt es sich auch, daß bei den Sondermahnungen des Apostels Paulus, wie in den sog. „Haus- tafeln“ mit einziger Ausnahme von 1. Tim. 6, 17—19 Reiche und Arme nie besonders erwähnt, ihre Pflichten kaum flüchtig gestreift werden.

Dementsprechend ist es auch schwierig, von den Besitzverhältnissen der ersten Christen ein zutreffendes Bild zu erhalten, da eine niedrige soziale Stellung noch nicht Wohlhabenheit, selbst Reichtum ausschließt.²⁾ Z. B. hat es den Anschein, als ob die Purpurfrämerin Lydia, die erste Philipperin, deren Liebe Paulus dazu bewog, von seiner Regel des Selbsterwerbs abzugehen, obwohl sie kaum zu den Honoratioren der Stadt gehört hat, doch recht wohlhabend gewesen sei, da sie Paulus und seine Begleiter eine Zeit lang bei sich beherbergt.

Überhaupt machen die paulinischen, wie die späteren Briefe den Eindruck, daß doch nicht gerade wie in den im Jakobusbrief geschilderten Gemeinden nur die wirtschaftlich allergedrücktesten Teile der Bevölkerung zu den Christen gehören. Man lese, was Friedländer von der Lage des Proletariats³⁾ erzählt, von diesen „blassen von Frost und Hunger ausgemergelten“ Menschen und von all' dem Großstadtleid, das dem modernen wenig nachgab, und vergleiche damit die Lebensweise, die Paulus 1. Kor. 8, auch Röm. 14, 1 ff. bei seinen Gemeinden voraussetzt, um sofort den

¹⁾ 1. Kor. 11, 1 ff; 14, 34 ff. Althorn a. a. D. S. 38. Friedländer a. a. D. I, 453 ff. — ²⁾ Friedländer a. a. D. I, 297. — ³⁾ a. a. D. I, 295 f.

großen Unterschied zwischen beiden zu merken. 1. Kor. 11, 20 ff. wirkt der Gegensatz von Wohlhabenden und Armen sogar störend auf das Gemeindeleben ein; die beträchtlichen Summen, die als Kollekten nach Jerusalem abgeführt werden und sogar die Entsendung mehrerer Überbringer als rätlich erscheinen lassen, hätten auch bei großer Opferwilligkeit aus ganz armen Gemeinden kaum zusammengebracht werden können, zumal die Zahl der Gemeindeglieder nur eine verhältnismäßig geringe war; was 1. Tim. 2, 9 und 1. Petr. 3, 3 als Schmuck der Weiber, 1. Petr. 4, 3 und 2. Petr. 2, 13 als Lebensweise der Gemeinde nahestehender Kreise erwähnt wird, setzt ebenfalls eine gewisse Wohlhabenheit voraus, endlich wird man einzelne Persönlichkeiten, wie Philemon, vielleicht auch Stephanas kaum als arm bezeichnen können. Alles in allem: die soziale niedrige Stellung der ersten Christen schloß bei einzelnen unter ihnen eine gewisse Wohlhabenheit nicht aus.

Gegen diese Schilderung spricht auch nicht, daß viele Sklaven den Gemeinden angehörten, sogar wohl ihren Hauptbestandtheil bildeten,¹⁾ denn auch die Sklaven „konnten sich etwas sparen, und Eigentum (peculium) erwerben, ja bisweilen war es ihnen auch gestattet, gleich Freigelassenen, ein eigenes Geschäft zu treiben.“²⁾

Im einzelnen ist es kaum möglich festzustellen, welche Berufsstände besonders in den Gemeinden vertreten waren. Die meisten namentlich genannten Gemeindeglieder werden ohne Angabe ihres Berufes aufgeführt. Neben der himmlischen Berufung tritt der irdische Beruf zurück. Für etwas spätere Zeit werden in der römischen Gemeinde³⁾ „Bäcker, Gärtner, Schenkwirthe, Zirkusdiener (auf den Begräbnisstätten) erwähnt, aber auch Ärzte und Sachwalter. Auch Freigelassene kommen vor.“ Paulus selbst war nach

¹⁾ Das geht schon aus den in den paulinischen Briefen angeführten Namen hervor, die auf Freigelassene oder Sklaven zurückschließen lassen (s. Heinrichi in Zeitschr. f. w. Theol. 1876 S. 504), ferner aus der häufigen Berücksichtigung des Verhältnisses der Sklaven zu ihren Herren. v. Soden (in Holzmanns Handkommentar) führt auch die Voranstellung der Sklaven vor die Herren in Col. 3, 11 hierfür an. — ²⁾ Heinrichi, „Zur Geschichte der Anfänge paulinischer Gemeinden.“ Zeitschr. f. w. Theol. 1877 S. 102, wo auch die Belegstellen angegeben sind. Einzelne Beispiele reicher Sklaven s. bei Friedländer a. a. D. I, 297 f. — ³⁾ Hasenclever a. a. D. S. 35.

Akt. 18, 3 σκηνοποιός¹⁾, so ist denn anzunehmen, daß ihm bei seiner Missionsarbeit in erster Linie die Kreise der Handwerker zugänglich waren, zumal da in vielen Städten „Handwerker derselben Gattung kolonieemweise beisammen wohnten und ganze Straßen, ja Viertel einnahmen.“²⁾ Von Aquila und Priscilla wird ausdrücklich berichtet, daß der Apostel durch das gemeinsame Handwerk mit ihnen bekannt und enger verbunden wurde. Erwähnt wird ferner Alexander ὁ χαλκεύς (2. Tim. 4, 14), auch die Purpurfrämerin Lydia gehört wohl in diese Kategorie. Von sich selbst hebt Paulus hervor, daß er seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit (ταῖς ἰδίαις χερσίν 1. Kor. 4, 12; Akt. 20, 34) erworben habe. Dieselbe Wendung findet sich 1. Thess. 4, 11 und Eph. 4, 28 in Mahnungen an die Gemeinden; es liegt nahe, dabei an ähnliche Berufsarten zu denken. Auf kleine Geschäftsleute führt auch die Mahnung 1. Kor. 16, 2, wonach ein jeder am ersten Tage der Woche für die Kollekte zurücklegen solle, ὅ τι ἂν ἐδοῶται d. h. je nachdem es ihm in der letzten Woche in seinem Geschäfte gut gegangen ist. Auch die in allen Schriften des Neuen Testaments dringend wiederholte Mahnung zur Gastfreundschaft mußte diesen Kreisen, deren Angehörige viel in der Welt herumwanderten³⁾, besonders zu gute kommen. Endlich weist auch die von Paulus 1. Kor. 6, 1 ff. gegeißelte Prozeßsucht auf diese Schichten der Bevölkerung hin, wie bis auf den heutigen Tag Handwerker und Bauern dazu neigen, öfters die Advokaten in Nahrung zu setzen. Damit hängt es zusammen, daß neben der Unzucht stets die Habsucht als heidnische Hauptsünde erscheint. Die Sklaven neigten von vornherein dazu, ihre Herren gelegentlich zu betrügen und zu bestehlen (Tit. 2, 9), und in den Kreisen der kleinen Handwerker, soweit sie überhaupt Freie oder Freigelassene waren, zog der für

¹⁾ Was wir über diesen Beruf wissen, hat Heinrich a. a. D. 1877 S. 94 ff. zusammengestellt. — ²⁾ Gaudy bei Friedländer a. a. D. I, 301. — ³⁾ vgl. außer dem Leben des Paulus selbst: Lydia, die Purpurfrämerin in Philippi, die aus Thyatira stammt und zur Zeit des Philipperbriefes bereits weiter gezogen zu sein scheint; Aquila, der in Pontus geboren ist, (Akt. 18, 2), hernach in Rom (ebenda), Korinth und Ephesus 1. Kor. 16, 19 lebt. Über die Bedeutung der Gastfreundschaft für die ersten christlichen Gemeinden s. Heinrich a. a. D. 1877 S. 104 f.

das Handwerk in jener Zeit sehr erschwerte Kampf ums Dasein¹⁾ einen harten, nur auf Erwerb bedachten Sinn groß, der außer dem Gelde nichts höheres kannte und es, um vorwärts zu kommen, mit den Mitteln nicht allzu genau nahm (1. Tim. 6, 9 ff.; 1. Petr. 4, 15). Da waren Mahnungen zur Genügsamkeit (1. Tim. 6, 8. Ebr. 13, 5) besonders angebracht.

Ebenso wenig, wie nach oben, waren die Gemeinden nach unten auf diesen Mittelstand der kleinen Leute beschränkt. In ihnen findet sich auch eine Anzahl ganz armer und herabgekommenen (2. Kor. 6, 10; Apok. 2, 19) oder auch sittlich gefallener (Eph. 4, 28; 1. Kor. 6, 10 f.) Menschen, von denen die ersteren Objekt einer großartigen Barmherzigkeit wurden, während die groben Sünder unter dem Einfluß der erziehenden und läuternden Macht der christlichen Gemeinschaft zu einem geordneten, sittlich reinen Leben gelangten.

Nicht nur innerhalb des Kreises einer einzelnen Gemeinde, sondern zwischen den verschiedenen Gemeinden im ganzen sind Unterschiede der Wohlhabenheit bemerkbar. Wie in den Sendschreiben der Offenbarung das arme Smyrna (2, 9) und das reiche Laodicea (3, 17) nebeneinanderstehen²⁾, so auch sonst. Die Gemeinde in Korinth macht einen verhältnismäßig wohlhabenden Eindruck, während Paulus andrerseits selbst von der *κατὰ πόδους πτωχεία* der macedonischen Gemeinden (2. Kor. 8, 2) spricht. Auch innerhalb einer einzelnen Gemeinde änderten sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit, wie z. B. in Philippi deutlich verfolgt werden kann. Diese Gemeinde hatte von Anfang an gerne und freudig für den Unterhalt des Apostels beigetragen (Phil. 4, 15), dann aber waren schlechte Zeiten über sie, wie über ganz Mace-donien gekommen, so daß sie beim besten Willen dem Apostel keine Gaben senden konnte, bis sich dann wieder die Verhältnisse besserten (*ἀνεδόξατε* 4, 10), und nun auch sofort die Gemeinde wieder neue Opfer spendet.

So bieten die ersten heidenchristlichen Gemeinden nach der

¹⁾ Althorn a. a. D. 101 ff. Friedländer a. a. D. I, 306. — ²⁾ Es liegt keine Nötigung vor, an diesen Stellen die Ausdrücke für arm und reich nur auf geistliche Gaben zu beziehen, wie Bouffet (Kommentar zur Offenbarung b. Meyer 1896) wenigstens bei 3, 17 will.

Seite des irdischen Besitzes im allgemeinen doch ein weit mannigfaltigeres Bild als die jüdisch-christlichen Gemeinden in Palästina nach den allerdings dürftigen Nachrichten, die wir von ihnen besitzen. Hier herrscht ein freier Geist, als in jenen alten Stammgemeinden, und der Verbreitung des Christentumes nach oben und unten ist grundsätzlich keine andere Grenze gezogen, als diejenige, welche die Stellung der Herzen zum Evangelium überall aufrichtet.



8. Der Apostel Paulus.

Das Heidentum ist der Boden, auf dem der Apostel Paulus seine große Missionsthätigkeit entfaltet. Die heidenchristlichen Gemeinden, in nicht geringer Anzahl seine eigenen Gründungen, sind das Arbeitsfeld, auf dem er den Gekreuzigten predigt. Diese Gemeinden zu vermehren und die vorhandenen ganz mit dem Geiste Jesu Christi zu durchdringen, ist seine Lebensaufgabe. Auch den irdischen Besitz zieht der Apostel in den Bereich seiner Betrachtungen und Ermahnungen. Aber kann bei der Art, wie er es thut, noch von einer Arbeit im Geiste Jesu Christi ernstlich gesprochen werden? Auf den ersten Blick drängen sich dem Beschauer die Unterschiede zwischen dem Herrn und seinem Apostel auf. Von den scharfen Worten, die der Herr zu Zeiten gegen die Reichen brauchte, findet sich bei Paulus kaum ein schwacher Nachhall. Hoch erhaben über jeden bösen Schein, erlaubt der Herr gerne seinen Freunden, für seinen und seiner Jünger Unterhalt zu sorgen; Tag und Nacht arbeitet der Apostel und müht sich ab, nur um niemand beschwerlich zu fallen. Selbstverständlich, wie alles,

was er thut, ist dem Herrn sein Verhalten hierbei, daß, wer geistliche Gaben austheilt, wohl Irdisches dafür in Empfang nimmt; Paulus erörtert immer von neuem diese Verhältnisse, begründet eingehend, daß er nehmen könnte und warum er nicht nimmt. Wie hören wir, daß Jesus besonderes Gewicht darauf gelegt habe, Barmittel zu Almosen zu sammeln, oder daß er Almosen gab, viel lieber spendete er andere Hülfe; Paulus sieht es als eine seiner Hauptaufgaben an, möglichst große Geldsummen für die Armen in Jerusalem zusammen zu bringen. Jesus mag persönlich nichts mit dem gemeinsamen Beutel zu thun haben und überträgt seine Verwaltung dem Judas; Paulus überwacht überall die Sammlung der Kollekte, damit nirgends Unordnung entstehe. Der Herr weist jeden Versuch, ihn zum Erbschlichter zu machen, entschieden zurück; Paulus will auch lieber, daß seine Christen Unrecht leiden, als rechthaberisch auf ihrem Scheine bestehen, aber dabei verlangt er doch auch von ihnen, daß sie Schiedsrichter seien in Rechtshängeln innerhalb der Gemeinde. Bei Jesus ist alles, was er über das Verhalten zu irdischen Gütern sagt, unmittelbar, selbstverständlich, herausgeboren aus göttlicher Machtvollkommenheit, bei Paulus Ergebnis sorgfältigen Überlegens, gestützt durch dialektische Erörterungen — wahrlich der Jünger ist nicht über seinen Meister! Und doch, trotzdem alle diese Verschiedenheiten, selbst Widersprüche vorhanden sind, ist Weizsäckers Bemerkung¹⁾ auch für unser Gebiet zutreffend: Etwas neues habe Paulus mit seinen sittlichen Anweisungen innerhalb des Christentums nicht geschaffen. „Er hat nur die Lehre Jesus gleichsam übersetzt in die Sprache, welche hier wirken mußte.“ Um dieses Urteil zu begründen, muß im Zusammenhang Paulus' Stellung zum irdischen Besitz dargestellt werden.

Gleich am Anfang entsteht dabei eine Schwierigkeit, da vor allem festgestellt werden muß, wie weit Paulus in seinen sittlichen Forderungen und ethischen Darlegungen ihm überlieferte Grundsätze und Anschauungen übernimmt, und wie weit er selbständig aus seiner Auffassung des Evangeliums heraus, den eigentümlichen an ihn herantretenden Verhältnissen entsprechend, die christliche Ethik fortgebildet hat. Daß der Apostel vielfach selbständig vor-

¹⁾ a. a. O. S. 677.

gegangen ist, unterliegt keinem Zweifel und wird von ihm selbst gelegentlich hervorgehoben (1. Kor. 7, 6. 25. 40.) Aber gerade daß Paulus in einzelnen Fällen seine Subjektivität stark betont, läßt darauf schließen, daß er sonst seiner Überzeugung nach nur die gemeinchristliche, auf den Herrn zurückgehende Anschauung wiedergab. Dann aber liegt es nahe, ein Nachwirken urchristlicher Einflüsse zu vermuten, d. h. für unsern besonderen Fall wird zu untersuchen sein, ob und wie weit sich Einrichtungen und Anschauungen, welche der *κοινωνία* in der Urgemeinde entsprechen, bei Paulus und in den von ihm gegründeten Gemeinden nachweisen lassen.

Im allgemeinen wird ein solcher Zusammenhang entschieden geleugnet. Heinrici läßt, wenn auch unausgesprochen, noch eine Möglichkeit dafür zu, wenn er in seinen auf die Anfänge der paulinischen Gemeinden bezüglichen Untersuchungen¹⁾ stets betont, daß er bei der Heranziehung der *collegia tenniorum* nur an die Form der christlichen Organisation, nicht an den Geist denke, der diese Formen erfüllt. Holzmann geht weiter, indem er jedes Nachwirken der *κοινωνία* auf Paulus leugnet und damit sogar die Ungeschichtlichkeit der Überlieferung in der Apostelgeschichte beweist. Bei ihm sind umgekehrt alle Berichte des Lukas, wie wir sahen, eine Folge paulinischer Gedanken (s. o. S. 13). „Thatfache ist — so schreibt er²⁾ — daß keine Tochtergemeinde dem angeblich von der Muttergemeinde gegebenen Beispiel gefolgt ist . . . Der sicherste Zeuge für urchristliche Zustände, der Apostel Paulus, weiß nichts von Gütergemeinschaft. Überall stellt er die Forderung der gegenseitigen Unterstützung als eines Ausflusses der Bruderliebe, nirgends die der Verteilung des Besitzes, des gemeinschaftlichen Eigentumes.“ Eine solche haben wir in der *κοινωνία* der Urgemeinde aber ebenfalls nicht gefunden, dagegen hat D. Holzmann³⁾ als Beispiel dafür, daß Tochtergemeinden dem Vorbilde der ersten Christen folgten, auf Paulus' Verfahren gegenüber den Christen in Thessalonich hingewiesen. Paulus mahnt gegenüber dem schwärmerischen Gebaren der dortigen Christen so ernst zur Arbeitsamkeit, weil man

¹⁾ Außer den bereits erwähnten Aufsätzen noch: „Zum genossenschaftl. Charakter der paulinischen Gemeinden“ in Theol. Stud. u. Krit. 1881 S. 505 ff. Dazu seine Kommentare zu den Korintherbriefen. — ²⁾ Wiss. Abhandl. a. a. D. S. 30. — ³⁾ a. a. D. S. 333.

mit der Unterlassung dieser Forderungen in Jerusalem bereits schlimme Erfahrungen gemacht hatte." Nun darf freilich nicht übersehen werden, daß Paulus in diesem Zusammenhang gar nicht auf die Urgemeinde hinweist, sowie daß die Erscheinungen in Thessalonich nicht ohne weiteres mit denen in Jerusalem in Parallele gestellt werden dürfen. Bei den Christen in Thessalonich hat man mehr den Eindruck eines nervösen, aufgeregten und dabei oberflächlichen Christentums, während in Jerusalem eine tiefe, einheitliche, glaubensfrohe Strömung die Gemeinde erfaßt hat; endlich spricht Paulus in diesen Briefen mehr von Arbeitsfurch als von Gemeingefühl und Gemeinde-Bewußtsein. Doch ist trotz dieser Einwürfe die Annahme von D. Holzmann wohl zu halten, denn den nahe liegenden Hinweis auf Jerusalem kann Paulus unterlassen haben aus Rücksicht auf das Ansehen der dortigen Gemeinde, sowie um sein Kollektenwerk nicht zu schädigen, während gerade sein nachdrückliches und energisches Eingreifen beweist, daß ihm die Gefahren solcher schwärmerischen Stimmungen deutlich vor Augen standen, und warum kann das nicht gerade in den bisherigen Erfahrungen der Christenheit seine Ursache haben?

Doch dürfte auf dieses Argument allein nicht zu viel Gewicht gelegt werden, wenn nicht noch andere Beobachtungen dafür sprächen, daß die urgemeindliche Stellung zum irdischen Besitz im Heidenthum fortwirkte. Darauf weist schon hin, daß Paulus gerne für sein Kollektenwerk, um das Verhältnis seiner Gemeinden zur Urgemeinde zu bezeichnen, dasselbe Wort wählt, welches wir als charakteristisch für den inneren Zustand der ersten Gemeinde erkannt hatten, nämlich κοινωνία (Röm. 12, 13; 15, 26 f. 2. Kor. 9, 13).¹⁾ Ferner braucht Paulus dieses Wort, um das Verhältnis der Gemeinden zu ihren Lehrern auch nach der materiellen Seite auszudrücken (Phil. 4, 15. Gal. 6, 6¹⁾ vgl. auch den Gebrauch des Wortes Ebr. 13, 16).

¹⁾ Eipfius (in Holzmann. Handkomm.) will diese Stelle nur auf geistige Gemeinschaft beziehen, weil sonst „da κοινωνισιν nicht heißen kann ‚jemanden teilnehmen lassen‘, sondern nur ‚Gemeinschaft halten‘ hier geradezu Gütergemeinschaft mit den Lehrern gefordert werden würde.“ Immer diese ungeliebte „Gütergemeinschaft“, die alle Fragen auf das rein materielle Gebiet hinüberspielt, während es für die ersten Christen so bedeutungsvoll ist, daß die Kreise des inneren und äußeren Lebens stets einander entsprechen, daher auch Gal. 6, 6 bedeutend hinzugesetzt ist „in allen Gütern.“

Hogge, d. irdische Besitz.

Sehr wertvoll zur Feststellung der Anschauungen, welche in den Gemeinden über Gut und Geld herrschten, sind einige Stellen des Briefes an Philemon. Besonders in Betracht kommen dabei: B. 8. Obwohl ich große Zuvorsicht in Christus habe, dir zu gebieten, was sich ziemt, so will ich doch um der Liebe willen vielmehr ermahnen. B. 13 f. Ich wollte ihn (nämlich Onesimus) bei mir behalten, daß er mir an deiner Statt diene in den Banden des Evangeliums. Aber ohne deine Meinung wollte ich nichts thun, auf daß dein Gutes nicht gleichsam erzwungen, sondern freiwillig wäre. B. 17. Wenn du mich nun hältst ως κοινῶν, so nimm ihn auf wie mich. Am bedeutsamsten ist B. 13 f., wo Paulus es als eine ganz selbstverständliche Sache behandelt, daß er den Onesimus einfach für sich behalten wollte. Man könnte an das Alte Testament denken, das 5. Mos. 23, 16 die Auslieferung fremder Sklaven, die sich vor ihren Herren geflüchtet hatten, dem Volke verbot, aber dieses Gesetz übertritt Paulus hier, auch ist eine stillschweigende Bezugnahme darauf gegenüber dem heidenchristlichen Philemon — sein Name verrät ihn als solchen — unwahrscheinlich. So bleibt nur übrig, daß Paulus aus dem urchristlichen Gemeinbewußtsein heraus diese Absicht geäußert habe, denn die Art und Weise, wie er von seinem früheren Plane spricht, zeigt deutlich, daß er sich dabei keines ungewöhnlichen Übergriffes oder gar Unrechts bewußt ist. Was ihn zu solcher Handlungsweise in den Augen der Christen berechtigt hätte, sagt B. 17. Die Brüder in Christus sind κοινῶν und dürfen darum als selbstverständlich annehmen, daß das Eigentum des einen auch dem andern zum Gebrauch freistehe. Ebenso wie in Kolossä Onesimus aufgenommen werden soll, als ob Paulus dahin käme, kann in Rom gewissermaßen Paulus an die Stelle des Philemon treten. Soweit geht dieses christliche Gemeingefühl, daß, wo bei Paulus noch das Ansehen eines geistlichen Vaters (B. 19 b) hinzukommt, er an sich keinen Anstand zu nehmen brauchte, dem Philemon eine bestimmte Handlungsweise zu befehlen, auch wo damit ein nach unsern Begriffen tiefgehender Eingriff in das Privateigentum verbunden war. Da ist eine Fortwirkung urchristlicher Anschauungen deutlich zu erkennen.

Daß in den paulinischen Gemeinden der Verkauf der gesamten

Besitztümer zum besten der Armen wenigstens denkbar war, vielleicht auch öfters vorgekommen ist, beweist 1. Kor. 13, 3, wo ein derartiges Verfahren, als immerhin im Bereiche der Möglichkeit liegend, erwähnt wird. Die gemeinsamen Mahlzeiten der ersten Gemeinden finden sich 1. Kor. 11, 20 ff. wieder und haben ebenso wie in Jerusalem den Charakter eines Picknicks.¹⁾

Alle diese Beobachtungen beweisen, daß in der Behandlung und Verwertung des irdischen Besitzes in den Tochtergemeinden im Grunde dieselben Anschauungen herrschen, wie in der Muttergemeinde. Die *κοινωνία* der ersten Christen in Jerusalem kann bis zu einem gewissen Grade als Merkmal aller christlichen Gemeinden der apostolischen Zeit angesehen werden. Damit stimmt überein das wirtschaftliche Ideal, welches dem Apostel Paulus für die Christengemeinden vorschwebt, *ὅπως γένηται ἰσότης* (2. Kor. 8, 14).

Die Kollekte, welche Paulus sammelt, tritt für ihn in zweifacher Beziehung unter den Gesichtspunkt eines Ausgleichs. Einerseits haben die Heiden die von Jerusalem ausgehenden Geistesgaben empfangen und sind dadurch Schuldner der Urgemeinde geworden, so daß es nun ihre Pflicht ist, diese geistliche Schuld durch reichliche Gaben gewissermaßen auszugleichen (Röm. 15, 27; dem Sinne nach vgl. 1. Kor. 9, 11). An andrer Stelle (2. Kor. 8, 13) aber ist des Apostels Meinung, daß augenblicklich die Korinther verhältnismäßig im Wohlstande sind, die Christen in Jerusalem dagegen in Bedrängnis, nun solle ein Ausgleich derart erfolgen, daß der Überfluß in Korinth durch die Kollekte nach Jerusalem übertragen werde. Dabei wird die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß wohl auch einmal der umgekehrte Ausgleich erfolgen könne. So energisch wird dieser Gedanke an einen Ausgleich durch Paulus aufgenommen, daß er ihn sogar gegen etwaige allzugroße Spenden verwendet. Er wünsche keinesfalls so hohe Gaben, erklärt er B. 12 f., daß die Geber selbst dadurch in Verlegenheit kommen könnten, sondern nur einen Ausgleich zu einem mittleren Niveau. Eine gleichmäßige Verteilung des Besitzstandes,

¹⁾ Heinrici, Stud. u. Krit. 1881. S. 515 sieht hierin vor allem die Analogie mit den griechischen Genossenschaften. Dieselbe ist ohne Frage vorhanden, aber die ausdrückliche Erwähnung der Vorschriften des Herrn durch Paulus weist doch deutlich in erster Linie auf die Urgemeinde hin.

wobei zunächst nur an die ganzen Gemeinden, nicht an die Verhältnisse innerhalb der einzelnen Gemeinde gedacht wird, stellt sich uns als das wirtschaftliche Ideal des Apostels dar.¹⁾

Paulus begründet sein Ideal aus dem Alten Testament mit dem Hinweis auf das Einsammeln des Mannas, wobei, wer viel sammelte, nicht mehr, und wer wenig sammelte, nicht weniger gehabt hatte (Ex. 16, 18). Schmiedel²⁾ meint freilich, diese Stelle biete „weder einen Beweis, noch auch nur eine zutreffende Analogie, denn es fehlt dort die Hauptsache, die gegenseitige Ausgleichung der ungleich verteilten Güter.“ Aber dieser Einwurf beruht auf Verkennung des Zusammenhanges. Paulus will durch diese Stelle nicht direkt das von ihm empfohlene Verfahren stützen, dann wäre sie allerdings unzutreffend gewählt, da im Exodus Gott selbst den Ausgleich vollzieht; aber die Anführung der Stelle ist auch syntaktisch lediglich an *ισότης* angeschlossen. Diese *ισότης*, der Ausgleich, soll als soziales Ideal belegt werden durch eine Schriftstelle, in der Gott selbst einen derartigen Ausgleich herbeiführt, das ist die Meinung des Apostels.

An sich wäre es nicht unmöglich, daß Paulus aus sich selbst heraus und aus seinem Forschen in der Schrift auf dieses Ideal gekommen, also selbst sein Schöpfer wäre. Dann hätte H. Holzmann recht, wenn er diese Stelle als den Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung sozialistischer Ideen im Christentume betrachtet. Aber gegen diese Annahme erheben sich gewichtige Bedenken. Vor allem stellt Paulus sein Ideal als ein völlig unbestrittenes hin. Er führt es in seine Erörterungen als besonders nachdrücklichen und schlagenden Beweisgrund ein, den er kurz hintereinander zweimal hervorhebt (B. 13 u. 14), er muß also das Bewußtsein haben, damit nur auszusprechen, was seine Leser ohne Ausnahme als richtig anerkennen. Aus einem unbezweifelt feststehenden Grundsatz zieht er die für seinen augenblicklichen Zweck wichtigen Folgerungen. Nimmt man dazu die vorher besprochenen Stellen aus dem Philemon- und ersten Korintherbrief, bei denen doch auch der Gedanke an einen Ausgleich den Hintergrund bildet, und beachtet man dabei, wie sie weniger der persönlichen Stellung des Apostels

¹⁾ Todt ist eigentümlicherweise in seinem Buche dieses durch und durch sozialistische Ideal völlig entgangen. — ²⁾ In Holzmanns Handkommentar 3. St.

als dem christlichen Gemeingefühl Ausdruck geben, so ist der Schluß nicht zu umgehen, daß auch das wirtschaftliche Ideal des Apostels einfach aus dem gesamten urchristlichen Gedankenkreis entnommen ist, mithin Holzmanns Auffassung über das Verhältnis des Berichtes der Apostelgeschichte zu Paulus gerade umgekehrt werden muß, um ein richtiges Bild zu geben. Eine ganze Reihe von Anschauungen über den irdischen Besitz, die in den Briefen des Apostels Paulus geäußert werden, sind nichts als ein Widerhall von Gedankenkreisen, die im gesamten Urchristentum gang und gäbe waren. Also gehört das Bestreben von der religiösen zur sozialen κοινωνία überzugehen, religiöse und soziale Ideale in enge Verbindung miteinander zu bringen, zu den charakteristischen Merkmalen des ältesten Christentums von der jerusalemischen Urgemeinde bis weit in die Zeit des Paulus hinein.

In den paulinischen Gemeinden ist die Entwicklung noch etwas weiter vorgeschritten, insofern wir gemeinsamen finanziellen Leistungen der Gemeinde begegnen. Dahin gehören die mehrfach erwähnten Sendungen der Gemeinde zu Philippi an Paulus, die Kollekten für Jerusalem u. a. Ob diese Leistungen bereits das Vorhandensein einer Gemeindefasse voraussetzen, oder von Fall zu Fall gesammelt wurden, ist kaum noch festzustellen. Heinrich¹⁾ hat, zum Teil unter Bezugnahme auf viel spätere Verhältnisse, eine Reihe von Anzeichen zusammengetragen, die das Bestehen einer geordneten Verwaltung beweisen sollen. So setzt das Charisma der ἀντλήμεις nach ihm voraus, daß „die Brüder Beiträge nach ihrem Vermögen gezahlt“ haben. Auch versucht er wahrscheinlich zu machen, daß τελος in Röm. 13, 7 Abgaben an diese Gemeindefasse bedeute. Indessen sind diese Spuren doch sehr geringfügig und unsicher, vielmehr spricht gegen das Vorhandensein von Gemeindefassen, daß sie nie ausdrücklich erwähnt werden, sowie daß Paulus seine Kollekte unabhängig von ihnen organisiert, auch nie für seine Sammlung Beiträge aus dem gemeinsamen Beutel erbittet. Man lebte ähnlich wie in der Urgemeinde von der Hand in den Mund. Aber wie dem auch sei, eine Ausgabe lag jedenfalls den Gemeinden

¹⁾ Stud. u. Krit. 1881 S. 514.

ob, nämlich die Versorgung der Lehrer, die auf ein Herrnwort zurückgeführt (Mtth. 10, 10; 1. Kor. 9, 14), aus dem Alten Testament weiter begründet (1. Kor. 9, 9) und durch Beispiele aus dem Kriegs- und Landleben als selbstverständlich erwiesen wurde (1. Kor. 9, 7). Diese Versorgung der Lehrer war so anerkannte Pflicht aller Gemeinden, daß ein Verzicht auf sie sogar als Mangel an apostolischem Amtsgefühl ausgelegt werden konnte (2. Kor. 11, 7; 12, 13), während doch andererseits gerade diese Anforderung an die Gemeinden mancherlei Schwierigkeiten und Klagen mit sich brachte. Das ersehen wir daraus, daß Paulus diese Verhältnisse oft und eindringlich behandelt, selbst diesem Dilemma aus dem Wege geht, aber doch seine Gemeinden ernst ermahnt, hierin ihre Schuldigkeit zu thun, z. B. Gal. 6, 6, wo er eine *κοινωνία* zwischen Lehrer und Schüler fordert, die nach dem Sprachgebrauch dieses Wortes und dem Zusatz „in allen Gütern“ kaum nur auf geistliche Güter bezogen werden kann.¹⁾

Hier ist deutlich der Punkt gegeben, wo die religiösen Verpflichtungen der Gemeinde nach ihrer sozialen Seite zu einem mehr oder minder starken moralischen, in einzelnen Fällen vielleicht auch direkten Zwange führten. Beim Unterhalt der Verkündiger des Evangeliums ist die Grenzlinie, an der die unumschränkte Herrschaft der Liebe aufhört und die ersten leisen Anfänge eines Gesetzes sich zeigen. Das christliche Gemeingefühl macht sich dem Christenleben des einzelnen gegenüber als Macht geltend, die eine ganz bestimmte Verwendung des irdischen Besizes, wenn auch zunächst nur in einzelnen Punkten, als „christlich“ unumgängliche Leistung fordert. Hier tritt aber auch die ganze Bedeutung des Apostels Paulus hervor, der solche Forderungen zunächst in praxi abweist.

Paulus erkennt die gemeinchristliche Auffassung, wonach die Gemeinde ihre Lehrer zu ernähren hat, als zu Recht bestehend an, und ermahnt gelegentlich seine Gemeinden dazu, dieser Verpflichtung nachzukommen, aber er selbst behält sich, auch wider Anfeindungen, das Recht vor, von diesem Rechte eines Apostels keinen Gebrauch zu machen. Verschiedene Beweggründe bestimmen ihn dazu. Er will den Gemeinden nicht zur Last fallen (1. Thess. 2, 9; 2. Thess. 3, 8; 2. Kor. 11, 8 und öfter), ihnen mit gutem Beispiel voran-

¹⁾ S. oben S. 97, Anm. 1.

gehen (2. Theff. 3, 7); die unentgeltliche Arbeit für das Evangelium ist sein besonderer Ruhm (1. Kor. 9, 17), aber das alles ist nicht der Hauptgrund, denn diese Motive verhindern ihn nicht, Geschenke von Philippi anzunehmen. Bestimmend wirkt auf Paulus der Wunsch ein, keinen Anstoß zu geben, als betreibe er, wie viele seiner judaistischen Gegner, die Gottseligkeit als Gewerbe, vor allem aber will er gerade der von sich eingenommenen und anspruchsvollen korinthischen Gemeinde gegenüber seine volle Selbständigkeit wahren. Seine Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit geben der Beweisführung in den Briefen einen ganz unwiderstehlichen Nachdruck. Damit ist eine grundsätzliche Stellung angedeutet, welche auf die Dauer auch für die Wertschätzung des irdischen Besitzes von großer Bedeutung werden mußte, nämlich der Satz: Materielle Unabhängigkeit erleichtert (natürlich nicht etwa: bewirkt!) innere Unabhängigkeit.

Innere Unabhängigkeit erscheint Paulus überhaupt als notwendige Grundeigenschaft im Leben der Christen. Hier ist diese Forderung natürlich nur nach der Seite der Verwertung des irdischen Besitzes auszuführen. In dieser Beziehung lehnt Paulus jeden Zwang ausdrücklich ab. Man nehme z. B. den Brief an Philemon, diese Perle in der Behandlung einer ethischen Frage. Ganz klar und unmißverständlich spricht Paulus aus, was er für das Richtige hält, aber ebenso verwahrt er sich ein über das andere Mal gegen den Eindruck, als wolle er, wie er wohl könnte, irgend einen Druck auf Philemon ausüben (B. 8. 14. 18). Nur eine völlig freiwillige That hat sittlichen Wert, das ist von grundsätzlicher Bedeutung. Paulus sagt nicht: „willst du ein Christ sein, so mußt du deinen irdischen Besitz, d. h. in diesem Falle deinen Sklaven, so oder so behandeln“, sondern: „mein christliches Gefühl fordert die im Briefe angegebene Lösung des Falles, aber leghin entscheide du selbst.“

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt auch die Art, wie Paulus die Kollekte in den Korintherbriefen behandelt. Ihm liegt außerordentlich viel an einem reichen Ertrage dieser Sammlung. Der Gedanke, daß seine Mahnung erfolglos bleiben könne, ist ihm aus mehr als einem Grunde überaus schmerzlich (2. Kor. 9, 3). Er empfiehlt die Sammlung lebhaft und voller Wärme, aber nirgends überschreitet er dabei die grundsätzlich gezogene Grenze. „Nicht in der

Weise eines Gebotes spreche ich, sondern durch den Fleiß anderer will ich auch eure Liebe prüfen, ob sie echt sei" (2. Kor. 8, 8). Das ist nicht nur eine kluge und geschickte Art mit den leicht empfindlichen Korinthern umzugehen und sie zu behandeln, sondern die unbedingte Wahrung eines grundsätzlichen Standpunktes: nicht Zwang, sondern freie Liebe.

Durch eine derartige Behandlung der Fragen, bei welchen es sich um irgendwelche Verwendung des irdischen Besitzes handelt, tritt Paulus in einen grundsätzlichen Gegensatz zu den urchristlichen Strömungen. Er löst die Verquickung des religiösen Gebietes mit dem sozialen, wie sie sich besonders in den palästinensischen Gemeinden herausgebildet hatte, und giebt dem religiösen Faktor im Christentum seine Selbständigkeit und beherrschende Stellung wieder. In seinen Gemeinden sieht Paulus nicht religiös-sozialistische Bruderschaften, sondern Gemeinschaften, die eins sind im Glauben und durch den Glauben an Jesus Christus, den Gefreuzigten und Auf-erstandenen, und ihre Einigkeit im Geiste durch Werke der brüderlichen Liebe bethätigen. Nicht die That an sich, und sei es die beste Verwendung des irdischen Gutes, ist fromm, sondern es kommt ganz auf den Geist an, in dem sie vollbracht wird. Über die rechte Verwendung des irdischen Gutes entscheidet nicht das christliche Gemeingefühl und Gemeindebewußtsein, sondern einzig und allein das an Jesus Christus gebundene Gewissen des Besitzers. Während in der Urgemeinde und in der ältesten Christenheit überhaupt das sozialistische Element das Übergewicht zu erhalten droht, verkörpert sich in Paulus als Reaktion dagegen der Anspruch der Einzel-Persönlichkeit, ihrer durch den Glauben erneuerten und geläuterten, sagen wir, ihrer christlichen Eigenart folgen zu dürfen. Damit hat Paulus in einem wesentlichen Punkte im Geiste des Herrn gearbeitet, der, wie wir sahen, auch jeden einzelnen individuell behandelt und sich in seinem Urteil über einen Menschen und sein Handeln niemals durch irgend welche öffentliche Meinung bestimmen läßt. So können wir Paulus nach dieser Richtung mit Recht als einen Nachfolger Christi bezeichnen, wenn er auch hie und da, z. B. im eigenen Erwerb des Unterhalts, dem Buchstaben nach gegen Christi Gebot verstößt.

Betont Paulus aber auch sehr nachdrücklich die Freiheit eines Christenmenschen in der Verwendung seines irdischen Besizes, so ist er doch weit entfernt davon, einem schrankenlosen Subjektivismus das Wort zu reden, sondern er weiß sich und seine Gemeinden an Christi Geist und Gebote unbedingt gebunden (vgl. 1. Kor. 11, 20 ff. 2c.). Auch wünscht er selbst natürlich mit seinen Anschauungen die Seinen zu erfüllen: „ich glaube doch auch Gottes Geist zu besitzen.“ Nur kommt es ihm stets darauf an, auch wirklich die Gläubigen von der Richtigkeit seines Standpunktes innerlich zu überzeugen, mit bloßem Gehorchen ist ihm nicht gedient. Mithin bleibt noch zu untersuchen, wie Paulus in Bezug auf den irdischen Besitz die teuer erkaufte Freiheit verwendet wünscht.

Für eine Erörterung dieser Frage ist zunächst eigentümlich, daß bei Paulus die scharfen Sonderermahnungen an die Reichen, wie sie nicht nur bei Jakobus, sondern auch bei dem Herrn selbst sich nicht selten finden, so gut wie ganz fehlen. Wohl hält auch Paulus überall die Armen und Niedrigen wert (1. Kor. 1, 26 ff.). In seiner Charakteristik der Diener Gottes fehlt nicht der ergreifende Zug, daß sie sind „Arme, die doch viele reich machen, Menschen, die nichts haben und doch alles inne haben“ (2. Kor. 6, 10). Mit ernstem Nachdruck hält er den Christen in Korinth vor (I, 11, 22): „oder verachtet ihr die Gemeinde Gottes und beschämt die Besitzlosen? Soll ich euch (deswegen) loben? Darin lobe ich euch nicht!“ Den Mühseligen und Beladenen, den vor der Welt Armen und Geringen, den natürlicher Schätzung nach geringwertigen Gliedern soll in der Gemeinde gerade Ehre und Ansehen zu teil werden (vgl. das ähnliche Bild in 1. Kor. 12, 23). Diese Seite der evangelischen Predigt kommt bei Paulus zu ihrem vollen Rechte, aber fast ganz fehlt das Gegenstück, die Warnung vor den Gefahren des Reichtums, wenn wir von den Pastoralbriefen vorläufig absehen. Weizsäcker,¹⁾ dessen aufmerksamem Auge diese Thatsache nicht entgangen ist, meint, solche Warnungen seien unnötig gewesen, weil die Armen an Zahl die Reichen so weit übertrafen, aber das war in der Umgebung Jesu auch der Fall, zudem stellt auch Weizsäcker unmittelbar darauf das Vorhandensein einzelner wohlhabender Persönlichkeiten in den Gemeinden fest.

¹⁾ a. a. D. S. 684.

Demnach müssen noch andre Momente zur Erklärung herbeigezogen werden, vor allem die bereits erwähnte Erscheinung, daß im Heidenthum der Gegensatz von arm und reich zurücktrat hinter andern großen Gegensätzen des antiken Lebens. Ferner läßt das Schweigen des Apostels darauf schließen, daß bei den Reichen, die zu den Gemeinden gehörten, sich die Gefahren des Besitzes nicht zeigten. Sie standen brüderlich mit den andern zusammen, wie man wohl gar wohlhabende und angesehene Persönlichkeiten gerne als Patrone wählte. Endlich hatten Trübsal und Verfolgungen, die über die Gemeinden kamen, nicht, wie im Jakobusbrief, in Bedrückungen durch die Reichen ihren Grund, sondern entsprangen religiöser Gegnerschaft.

Y

Treten Warnungen, die an die besondere Adresse der Reichen gerichtet sind, auch zurück, so hat Paulus darum doch ein offenes Auge für die sittlichen Gefahren, die der irdische Besitz mit sich bringt. Neben der Unzucht erscheint die *πλεονεξία* als das Kardinallaster des Heidenthums, wie des natürlichen Menschen. Mit Ausnahme des Laster-Verzeichnisses Gal. 5, 20 dürfte kaum irgendwo bei der Erwähnung heidnischer Untugenden die Habsucht vergessen sein. Immer wieder betont der Apostel, daß die Habfüchtigen keinen Anteil haben am Reiche Gottes (1. Kor. 6, 10; Eph. 5, 5) und darum auch in der Gemeinde keinen Platz haben sollen (1. Kor. 5, 11). Dabei ist deutlich zu erkennen, wie schwer gerade dieses Laster aus den Herzen zu tilgen war. Nicht allzu häufig sind die Beispiele, daß die Christen, wie in den macedonischen Gemeinden, trotz eigener tiefer Armut sich zu den Sammlungen herandrängen (2. Kor. 8, 2), meistens bleibt auch in den Gemeinden die Habsucht zu bekämpfen (Eph. 5, 3 f., Kol. 3, 5). Selbst die Brüder in Christus sind nicht immer vor ihren Genossen im Glauben sicher (1. Kor. 6, 8; 5, 11; 1 Theff. 4, 6), so daß die scharfe Mahnung nötig ist, mit einem sogenannten Bruder, der sich als Habfüchtiger entpuppt, nicht einmal zu Tische zu sitzen (1. Kor. 5, 11). Auch hier wandelt Paulus vollständig in den Bahnen des Herrn. Man kann Kol. 3, 5, wo gerade bei der Erwähnung der Habsucht mit großem Ernste hinzugesetzt ist, „die da ist Götzendienst“, nicht lesen, ohne an das Wort des Herrn über den Zweiherrendienst zu denken, das wir als grundlegend für seine ganze

Anschauung vom irdischen Besitze erkannt haben. Gerade weil die Neigung zur Habsucht durch die ganze Zusammensetzung der ersten heidenchristlichen Gemeinden befördert wurde,¹⁾ legt Paulus besonderes Gewicht darauf, durch seine und seiner Umgebung vorbildliche Uneigennützigkeit (2. Kor. 12, 17 f.; 1 Theff. 2, 5) die Gewissen der Gläubigen zu schärfen. Daß es dabei ihm, wie dem Herrn, nicht nur um Verurteilung schmutzigen Geizes zu thun war, sondern daß ihm jedes Hangen am irdischen Besitze verwerflich erschien, beweist deutlich 2. Kor. 9, 5, wo er spärliche Beisteuer zur Sammlung für die Armen in Jerusalem bereits als Habsucht brandmarkt. Paulus tritt hierin völlig in die Fußtapfen des Herrn. Ohne daß der Besitz an sich irgendwie als Sünde angesehen wird, gilt das Hangen am Besitze, das Streben nach Erwerb, so wie es zum beherrschenden Beweggrund für das ganze Leben wird, als Sünde, als heidnisches Wesen und Götzendienst. Die Lösung ist bei Paulus niemals: Fort mit dem Mammon! lautet dafür aber um so energischer: Fort mit dem Mammonsdienste! Darum erscheint als Christentugend in hellsten Lichte die Genügsamkeit, deren sich der Apostel selbst in wahrhaft vorbildlicher Weise befließigt (Phil. 4, 11).

Durch seine Bekämpfung der Habsucht wird Paulus keineswegs gleichgiltig in dem Umgehen mit Geld und Gut, vielmehr ist für ihn geradezu charakteristisch die außerordentliche Vorsicht, mit welcher er überall verfährt, wo Eigentumsverhältnisse in Frage kommen.²⁾ Wir haben bereits aufmerksam gemacht, wie sorgfältig er Philemon gegenüber alles vermeidet, was als ein Eingriff in dessen Rechte aufgefaßt werden konnte. Mit der gleichen Sorgfalt ist er stets bedacht, alle Eigentumsverhältnisse zu respektieren. Wenn er auf jeden Unterhalt seitens der Korinther verzichtet, so entspringt dieser Entschluß zum Teil der Furcht, es könne ein Makel auf ihn fallen (2. Kor. 7, 2; 12, 17; vgl. Akt. 20, 33). Im Briefe an die Thessalonicher (I, 2, 5) ruft er Gott zum Zeugen an, daß er sie niemals übervorteilt habe; Philemon gegenüber erklärt er sich sogar bereit, die Schulden des Onesimus zu bezahlen. Nichts ist ihm zu viel, was die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Ge-

¹⁾ S. oben S. 92. — ²⁾ Vgl. hierzu Heurici, Bthchr. f. ev. Th. 1876 S. 513 f.

finnung klarstellen kann; das Bemühen, allen bösen Schein zu vermeiden, ist ein Hauptstück in der Lebensweisheit des Apostels. Mit aller erdenklichen Vorsicht verfährt Paulus, wo er mit größeren Summen zu thun hat, bei seiner Sammlung für Jerusalem. Vertrauensmänner der Gemeinden müssen ihm überall zur Seite treten (1. Kor. 16, 3). Titus, sein Freund und Gehülfe, genügt ihm allein nicht dazu, argwöhnische Gemüter könnten ihn als zu enge mit dem Apostel verbunden erachten, darum nimmt er noch einen Bruder von besonders gutem Leumund hinzu und vergißt bei seiner Erwähnung nicht zu bemerken, daß er der Erwählte der macedonischen Gemeinden sei (2. Kor. 8, 16—21). So sorgfältig und bedachtsam handelt Paulus, damit alles redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen. Nur war gewiß den Korinthern gegenüber nach der Eigenart der Gemeinde, wie nach den Erfahrungen, die sie mit andern Sendboten des Evangeliums gemacht hatten (2. Kor. 11, 13. 20) solche Vorsicht doppelt geboten, aber Paulus verhält sich ähnlich im Verkehr mit andern Gemeinden z. B. Thessalonich. Selbst als er den treuen Philippnern für ihre Gabe in der herzlichsten Weise dankt, unterläßt er es nicht, seine Genügsamkeit zu betonen, und hebt ausdrücklich hervor, daß er nicht das Geschenk, sondern die Frucht ihres Glaubens und ihrer Liebe bei ihnen suche (4, 17). Hier liegt also eine charakteristische Eigentümlichkeit des Apostels vor, die ihren Grund in seiner ganzen Auffassung vom irdischen Besitze, besonders vom Gelde hat. Paulus ist von einem gewissen Mißtrauen gegen das Geld beherrscht, er scheut vor dem trügerischen Mammon zurück. Die Kinder Gottes sollen nur mit sorgfamer Vorsicht das Geld anfassen, weil an keiner Stelle leichter wie hier sich ein Makel an eine Persönlichkeit oder Sache heften kann. Und diese Gefahr ist um so größer, als im allgemeinen die Opferwilligkeit der ersten Gemeinden mit Spenden nicht zurückhält. Der Apostel kennt die Versuchungen des Geldes, infolgedessen fehlt auch bei ihm, wenngleich die Worte „Gold“ und „Silber“ in seinen Briefen an keiner Stelle¹⁾ vorkommen, nicht jene stille Abneigung vor diesen gleißenden Metallen, die in der ältesten Zeit der Kirche überall zu beobachten ist. Zu konzentriert richten der Herr und seine Apostel den Blick auf die ewigen Güter,

1) Außer in der ganz anders gearteten Stelle 1. Kor. 3, 12.

als daß sie nicht die Anziehung bekämpfen sollten, die das Gold als ablenkende Macht ausübt.

Bei aller persönlichen Abneigung gegen irdische Schätze weiß Paulus aber doch, ebenso wie der Herr, daß die im Mamon verborgenen Gefahren zu überwinden sind, ja, daß eben dieser oft der Seele so gefährliche irdische Besitz für das Reich Gottes sogar ein wertvoller Faktor werden kann. Mit vollem Rechte kann behauptet werden, „daß Paulus den Wert des Gelbbesitzes freier als Jakobus beurteilte.“¹⁾ Wenn im Philipperbrief der Apostel mit dem Ausdruck lebhafter Freude von der Gabe der Gemeinde als von einem „wohlriechenden Duft, einem angenehmen, Gott wohlgefälligen Opfer“ spricht (4, 18), wenn er von dem Überbringer Epaphroditus sagt (2, 30), daß er „um des Werkes Christi willen“ dem Tode nahegekommen sei, und ihn dabei als *leitουργός τῆς χρείας μου* (2, 15), also als in heiligem Dienste befindlich bezeichnet, so ist damit selbstverständlich in erster Linie an das Opfer der Herzen, an die Gesinnung der Philipper gedacht, aber daß der irdische Besitz zum Ausdruck solcher Gesinnung werden kann, daß der Empfang des kalten Geldes unter Umständen ein großes Herz so froh machen kann, weist den Weg zu einer neuen Auffassung vom Werte und der Verwertung des irdischen Besitzes.

Paulus ist auf diesem Wege noch ein Stück weiter vorgeschritten. Er teilt selbstverständlich mit dem gesamten Christentum aller Zeiten die Anschauung, daß eine Verwertung des Geldes zur Armenpflege geboten ist. Die Sorge für die Armen ist christliche Pflicht der Gemeinden (Röm. 12, 13 u. a. m.), die bereits besondere Ämter dafür eingerichtet haben (Röm. 12, 7; 1. Kor. 12, 28) und ihrer Verpflichtung in so hohem Grade nachkommen, daß wir außer den Anordnungen beim Herrnmahl in Korinth in den paulinischen Gemeinden keine Spur davon finden, daß bei der Armenpflege irgend etwas versäumt sei. Von allen diesen Gemeinden gilt, was nach Ansicht mancher Forscher nur ein schönes Idealbild der christlichen Urzeit sein soll, daß kein Notleidender unter ihnen war. Als Ergänzung dazu hat freilich Weizsäcker²⁾ treffend hinzugefügt: „Niemand wurde in die Gemeinde gezogen

¹⁾ Gaff, Optimismus und Pessimismus. Berlin 1876. S. 26. —

²⁾ a. a. O. S. 685.

durch die Hoffnung, daß er damit von Armut zu Reichtum gelangen werde.“ Aber gesorgt wird überall für die Armen, besonders durch Spenden von Almosen, und auch Paulus ermuntert in seinen Briefen dazu. Nur daß Paulus den Wert dieser Almosen keineswegs überschätzt. Soweit wir es übersehen können, hat er niemand aufgefordert, seine Habe zu verkaufen und den Armen zu geben. Wohl weiß er von dem Segen der Entäußerung zu reden und schildert den Herrn selbst als unerreichtes Muster darin (2. Kor. 8, 9; Phil. 2, 5 ff.), aber niemals zieht er die Folgerung daraus, daß die Gläubigen sich ihres Besitzes entäußern sollten, sondern er bleibt stets auf religiös-sittlichem Gebiet. Ja, er warnt sogar vor Überschätzung großartiger Almospenspenden: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe . . . und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ Vielmehr kommt seine sehr nüchterne Stellung zu allen Fragen des irdischen Besitzes auch in der Forderung zur Geltung, daß beim Almospengeben die Vernunft mitsprechen solle. Nicht, daß die Empfänger Erquickung, die Spender Trübsal haben (2. Kor. 8, 13) ist das erstrebenswerte Ziel, sondern nur ein gewisser Ausgleich, daher die zugleich anspornende und hemmende Aufforderung, daß jeder nach dem jeweiligen Ertrage seines Geschäfts beisteuern solle (1. Kor. 16, 2), daher vor allem der stets wiederkehrende Grundsatz, daß nicht die Gabe, sondern die Gesinnung des Gebers die Hauptsache ist, daß nur einen fröhlichen Geber Gott lieb hat, daß freiwillig spendende Liebe, nicht Zwang die Seele der Barmherzigkeit ist.

Während Paulus in dieser Weise auf der einen Seite jeder Überschätzung der Geldspende entgegenarbeitet, weiß er andererseits durch seine Kollekte das Almosen in hohem Maße zur Erreichung höherer Zwecke nutzbar zu machen. Sein Verfahren bei dieser Sammlung ist geradezu das Widerspiel von seinem persönlichen Verhalten. Für sich selbst lehnt er, mit seltenen, besonders begründeten Ausnahmen, alle Gaben ab, um seine Unabhängigkeit nicht preiszugeben, für seine Kollekte sammelt er dagegen mit dem größten Eifer Gaben, um dadurch zwischen der jerusalemischen Urgemeinde und seinen Neugründungen eine enge Verbindung herzustellen. Die Urapostel waren, als sie von Paulus forderten, er solle der Armen in Jerusalem gedenken, anscheinend nur von dem

Interesse der Armenpflege geleitet. Sie hatten bereits früher in schweren Zeiten willkommene Gaben von außerhalb empfangen (Akt. 11, 28; 12, 25) und hegten nun den erklärlichen Wunsch, bei den dürftigen Verhältnissen der Urgemeinde des Beistandes der übrigen Christenheit sicher zu sein. Paulus erkennt dagegen sofort, daß derartige Leistungen auch notwendig eine starke geistige Rückwirkung mit sich bringen, darum ist er mit Eifer beflissen (Gal. 2, 10), diese ihm auferlegte Bedingung zu erfüllen. Darum entwickelt er auch so große Umsicht und opfert selbst Zeit und Mühe, um seiner Sammlung einen möglichst bedeutenden Erfolg zu sichern. Sowohl der dringende Ton seiner Mahnungen, besonders im zweiten Korintherbrief, wie seine praktischen Ratschläge zur Erhöhung des Ertrages der Sammlungen, beweisen nicht nur, wie wichtig ihm das Gelingen seines Planes ist, sondern gleichzeitig, wie ihm dabei der irdische Besitz, das Geld, wertvoll wird zur Verwirklichung höherer Zwecke. Man lese nur (2. Kor. 9, 12 ff.), was diese Sammlung alles bewirken soll. Daß durch sie dem Mangel der Heiligen abgeholfen wird, ist das Geringste. Der Apostel erwartet, daß die Christen in Jerusalem die heidenchristlichen Gemeinden mit ganz andern Augen ansehen werden, wenn sie erst so handgreifliche Beweise von der Bekenntnisfreudigkeit, Lauterkeit und brüderlichen Liebe der Neubekehrten erhalten haben. Er erhofft davon ein lebendiges Interesse für einander, regen geistigen Verkehr und treue Gebetsgemeinschaft. Das ist ein ungeheurer Fortschritt auf dem Wege, für den der Herr einige Fingerzeige gegeben hatte, hier ist dem Apostel der irdische Besitz bereits wirklich ein von Gott gegebenes Mittel zur Erreichung Gott wohlgefälliger Absichten.

Noch eine andere, bei Paulus sich oft wiederholende Gedankenreihe muß berücksichtigt werden, wenn seine Beurteilung des irdischen Besitzes erschöpfend dargestellt werden soll. Paulus nimmt die Mahnung des Herrn zur Treue auf. „So sucht man nun an Haushaltern nichts anderes, als daß sie treu erfunden werden.“ Diese Mahnung dehnt Paulus ausdrücklich auch auf den irdischen Beruf und auf die Verwaltung des irdischen Besitzes aus. Besonders eindringend legt er die Pflicht der Treue den Sklaven ans Herz (Eph. 6, 5 ff., Kol. 3, 22), wobei jedoch die entsprechende Mahnung an die Herren, ihrerseits den Sklaven das Gebührende

zu verabreichen, niemals fehlt. Unter Treue ist in diesem Zusammenhange zarteste Rücksichtnahme auf den Befizstand des Nächsten zu verstehen (Eph. 4, 28; 1. Thess. 4, 6), aber auch ehrliche Arbeit im eigenen Beruf. Wie die Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi den Apostel selbst nicht daran irre macht, mit seiner Hände Arbeit redlich und fleißig zu schaffen, sollen sich auch die übrigen Gläubigen durch diese köstliche Hoffnung nicht zu schwärmerischen Handlungen hinreißen lassen. Die Forscher, welche neuerdings die eschatologische Strömung im Urchristentum stark betonen, übersehen dabei oft, daß sich mit ihr doch eine sehr nüchterne und verständige Beurteilung der gegenwärtigen thatsächlichen Verhältnisse verbindet. Revolutionäre und durch und durch konservative Elemente sind bereits im Urchristentum unlöslich mit einander vereinigt.¹⁾ Der notwendigen radikalen Veränderung des inneren Menschen folgt weit langsamer die Durchdringung der umgebenden Welt mit dem Geiste Christi. Gott ist kein Freund der Unordnung, sondern der Ordnung, und seine Kinder sollen ihm darin ähnlich sein. Darum ermahnt Paulus ernstlich die unruhigen und unordentlichen Christen in Thessalonich zu ruhigem Verhalten und fleißigem Erwerb des Lebensunterhaltes durch treue Arbeit, damit sie ihre Unabhängigkeit behalten und nicht auf die Unterstützung anderer Gemeinden angewiesen sind (I, 4, 12). Diese Forderung macht der Apostel so nachdrücklich geltend, daß er dabei den von der Christenheit leider oft vergessenen Grundsatz aufstellt: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Überhaupt verlangt Paulus von seinen Christen, daß ihre finanziellen Verhältnisse geordnet und unanstößig seien, daß sie pünktlich ihre Abgaben zahlen, ihre Staatsbürgerpflicht erfüllen und sich vor allem Schuldenmachen hüten (Röm. 13, 6 f.). In dieser Hinsicht geht er an einem bedeutsamen Punkte über den Herrn hinaus, indem er, einen Kompromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit schließend, im Notfalle anordnet, daß etwaige Streitigkeiten um Mein oder Dein innerhalb der Gemeinde durch Schiedsgerichte beigelegt werden sollen (1. Kor. 6, 1 ff.).

Alle diese Züge besagen an sich noch nichts für eine höhere

¹⁾ Vgl. Harnack, „Die ev. jüd. Aufgabe im Lichte der Geschichte der Kirche“ Protokoll des 5. ev. jüd. Kongr. S. 140.

Wertschätzung des irdischen Besitzes. Im Gegenteil redet der Apostel 3. B., wo er von den Schiedsgerichten handelt, recht gering-schätzig von den *πρωτόκλ.* Aber andererseits liegt in diesen Ermahnungen ein Keim zu einer weiteren Entwicklung. Denn wenn die treue Arbeit im Berufe gefordert und geschätzt wird, und sei es zunächst auch nur, damit die Christen vor der Welt unantastbar dastehen, so ist es auf die Dauer gar nicht zu vermeiden, daß auch der aus solcher ehrlichen Arbeit stammende Erwerb, also der irdische Besitz, als ihre Frucht im Werte steigt. Damit ist einer großen Entwicklung Bahn gebrochen.

Bei Paulus finden sich bereits die ersten Anflänge davon, daß auch der irdische Besitz ein Segen von Gott sein kann. Zwar von der modernen Auffassung, als würden verbesserte soziale Verhältnisse die Menschen auch für Sittlichkeit und Glauben empfänglicher machen, ist Paulus himmelweit entfernt. Das wäre ein erbärmlicher, oberflächlicher Glaube, der von solchen Dingen abhinge. Nein! Darin besteht vielmehr die Kraft des Glaubens, daß er sich siegreich erweist über alle sozialen Verhältnisse. Auch Hunger und Durst, so heißt es in dem hohen Liede des Glaubens (Röm. 8, 35 ff.), können den Gläubigen nicht von der Liebe Gottes scheiden, und das Lebensbild des Apostels (2. Kor. 11, 27, vgl. Phil. 4, 12), wo er von vielfach erlittenem Hunger und Durst, von häufigem Mangel an Nahrung, von Kälte und Blöße spricht, liefert den Erfahrungsbeweis dazu. Soweit ist der Apostel von diesem neuerdings hochgepriesenen Verbesserungsmittel für Religiosität entfernt, daß er den Sklaven zuredet, selbst wenn sie frei werden können, Sklaven zu bleiben (1. Kor. 7, 21), wobei er als Begründung nicht die heutzutage bis zum Überdruß verwendete Nähe der Parusie anführt, sondern die einfache Thatsache: „wer als Knecht berufen ist im Herrn, der ist ein Freigelassener des Herrn.“ Also in diesem modernen Sinne in gesteigerter Wohlhabenheit einen Segen zu sehen, hieße dem Apostel bitter Unrecht thun, wohl aber bleibt ihm auch im Neuen Testamente die Begabung mit irdischen Gütern unter Umständen ein Beweis von der Güte des Herrn. Es ist schwerlich nur geistlich gemeint, wenn Paulus den Philippnern, nachdem er für ihr Geschenk gedankt hat, verheißt: „Mein Gott wird alle eure Notdurft befriedigen nach seinem Reichtum, in Herr-

lichkeit, in Christus Jesus" (4, 19). Ähnlich tröstet er die Korinther, als sie fürchten, durch ihre Beisteuer selbst in Mangel zu geraten: „Gott aber kann euch mit allerlei Gnade überschütten, damit ihr in allen Dingen stets hinreichend habt, um reichlich zu jeglichem guten Werke beizusteuern" (2. Kor. 9, 8). Der Grundzug bleibt freilich auch da, wo Gott mit irdischen Gütern segnet, stets: „die da kaufen, seien, als besäßen sie nicht, und die die Welt benutzen, als benützeten sie nicht" (1. Kor. 7, 30 f.).

Sollen wir Paulus' gesante Anschauung in Bezug auf den irdischen Besitz zusammenfassen, so können wir es nicht besser thun, als mit dem Wort, das seine ganze Ethik enthält: Alles ist euer, ihr aber seid Christi.

Und nun mag es gestattet sein, am Schlusse noch einmal den Jünger neben den Meister zu stellen. Dann werden wir wieder sagen: der Jünger ist nicht über seinen Meister. An Tiefe der Gedanken und Klarheit des Ausdrucks, an Schärfe in der Darstellung des göttlichen Willens und unfehlbarer Sicherheit in der Beleuchtung irdischer Verhältnisse ist kein Mensch mit dem Herrn zu vergleichen. Sind aber durch Jesus die allgemeinen großen Grundsätze des Reiches Gottes auf ewig festgelegt, so bietet Paulus das erhabenste Beispiel, wie man diese Goldbarren in handliche Münze umprägen kann. Die großen Grundsätze des Herrn sind von ihm zur Geltung gebracht in den Anforderungen des täglichen Lebens. Gerade in der oft wiederholten Behandlung von praktischen Fragen, bei denen es sich um Wertschätzung und Verwendung des irdischen Besitzes handelt, ist der Apostel ein unerreichtes Vorbild der praktischen christlichen Lebensweisheit, der treffendste Ausleger der Meinung seines Herrn, ein Jünger Jesu Christi, der mit Recht in demütigem Stolz von sich sagen konnte: „ich glaube doch auch Gottes Geist zu besitzen."

Anhang. In den bisherigen Erörterungen sind die Pastoralbriefe nicht berücksichtigt. Dies Verfahren rechtfertigt sich, auch ohne näheres Eingehen auf die betreffenden Einleitungsfragen, durch die allseitig anerkannte spätere Abfassungszeit dieser Briefe im Vergleich zu den anderen paulinischen Schriften. Für unsern Zweck können sie mit den beiden Petrusbriefen und dem Schreiben an

die Ebräer zusammen behandelt werden. Allen diesen Briefen ist gemeinsam, daß sie den Leser nicht so unmittelbar in das Ringen und Kämpfen der ersten Jahre oder Jahrzehnte einführen, wie die andern paulinischen Briefe, die noch deutlich alle Verhältnisse im Flusse zeigen. Hier sind, besonders in Bezug auf die Gemeindeverfassung, abgeschlossener Zustände, die neue Schwierigkeiten und Gefahren mit sich bringen. Da ist es bezeichnend, daß die häßlichsten Flecken auf dem Ehrenschilder dieser Gemeinden wieder, wie bei den ersten Christen in Jerusalem, von der Habsucht herkommen. Dämon Gold hat auch hier sein verderbliches Wirken entfaltet und zwar besonders unter denen, die in der Gemeinde Ehrenämter bekleideten. Das herrliche Ideal, das Paulus, wenn auch nicht in der Lehre, so doch um so schöner im Leben, den Gemeinden gezeigt hatte, indem er Lehrer und Diener der Gläubigen ohne Entgelt gewesen war, allein aus hingebender Liebe, die nicht anders kann als Jesus Christus verkündigen, war nicht durchgedrungen. Weit bestimmter als 1. Kor. 9 und Gal. 6 fordert 2. Tim. 2, 4—6 von dem Lehrer fast als Pflicht, daß er sich von den Gemeinden unterhalten lasse, und 1. Tim. 5, 17 verlangt für diejenigen Lehrer, die sich in ihrer Amtsführung besonders ausgezeichnet haben, „doppelte Ehre“, welche nach dem daran angeknüpften Schriftbeweis vom dreschenden Dshen gewiß nicht allein in besonderer Hochachtung bestand. Diese Verhältnisse wurden zu einer Quelle mannigfacher Übelstände und Verfehlungen gerade bei den Personen, die am lautersten die Wahrheit des Evangeliums bezeugen sollten. Das Auftreten habüchtiger, nur auf ihren Vorteil bedachter Lehrer, mit dem Paulus schon früher zu kämpfen gehabt hatte, wird häufiger. Es finden sich Persönlichkeiten, die aus der Gottseligkeit ein Gewerbe machen (1. Tim. 6, 5) und „ganze Häuser auf den Kopf stellen, ungeziemendes lehrend, schändlichen Gewinnes halber“ (Tit. 1, 11). Die Vergrößerung der sittlichen Auffassungen in diesen Kreisen ist schon dadurch abgebildet, daß an Stelle des Wortes *πλεονεξία* mit seiner ethischen Stimmung in allen diesen Briefen (mit Ausnahme von 2. Petr. 2, 3. 14) die drastischen und materiellen Bezeichnungen *φιλαργυρία* und *αισχροκερδής* treten. Darum wird nun auch bei der Wahl der Vorsteher immerfort die Untadlichkeit in Geldsachen als Hauptpunkt hingestellt. Nur an

solche Personen soll gedacht werden, die ihr eigenes Hauswesen in Ordnung halten, „denn wer die Seinen und namentlich seine Hausgenossen nicht versorgt, ist ärger wie ein Heide, und wie soll der für die Gemeinden Gottes sorgen?“ (1. Tim. 5, 8; 3, 5.) Bei diesen offenbaren Übelständen fehlt die Neigung, die Stellungnahme zu dem irdischen Besitze nach grundsätzlichen Gesichtspunkten weiter zu besprechen, man begnügt sich damit, christliche Ehrbarkeit zu fordern. Die Briefe beschränken sich darauf, energisch und scharf eine Abhülfe der ärgsten Mißstände zu verlangen und knüpfen daran die Wiederholung einiger christlichen Elementar-Wahrheiten. So sind die Mahnungen von 1. Tim. 6, 6 ff. entstanden, die in eindringlicher und schlagender Beweisführung Genügsamkeit und Geiz einander gegenüberstellen und vor dem letzteren im Hinblick auf die Vergänglichkeit des irdischen Gutes und die schrecklichen Folgen der Habsucht warnen. Daß damit jedoch nicht eine Abneigung gegen den irdischen Besitz im allgemeinen verbunden ist, zeigt die wohl nur durch ein Versehen an das Ende des Kapitels geratene, unmittelbar zum obigen gehörige Auseinandersetzung 1. Tim. 6, 17 ff., in der zu den Reichen über den Wert und die Verwendung ihrer Schätze ernst aber brüderlich geredet wird.¹⁾ Zu unserm Gegenstande gehören ferner noch die Warnungen an Frauen vor Eitelkeit und Putzsucht (1. Petr. 3, 3; 1. Tim. 2, 9), während als christliche Tugenden in der Verwertung des Besitzes neben der Genügsamkeit (1. Tim. 6, 6 f.; Ebr. 13, 5 ff.) noch Ehrlichkeit (Tit. 2, 10), Wohlthätigkeit (1. Tim. 6, 2. 18; Ebr. 13, 16) und Gastlichkeit (1. Tim. 5, 10; Tit. 1, 8 f.; Ebr. 13, 2) in zum Teil gleichlautenden Wendungen empfohlen werden.

Für die Offenbarung St. Johannis ist charakteristisch, daß Silber, Gold und Kostbarkeiten am Ende in außerordentlicher Menge erwähnt werden, aber nun als Schmuck des Lammes, das da würdig ist auch Reichtum zu nehmen (5, 12) und des lebendigen Gottes, dem alle Herrlichkeit der Welt zu Diensten steht.

¹⁾ S. oben S. 87.



9. Johanneische Schriften.

Sie das vierte Evangelium unter den Evangelien, so nehmen auch unter den Briefen die drei von Johannes herrührenden ihre ganz besondere Stellung ein. Wenn man einen derartigen Vergleich ziehen will und darf, könnte man sagen, daß sie unter den neutestamentlichen Schriften etwa den Platz einnehmen, wie Ranks Weltgeschichte unter den Werken ihrer Art. Alles einzelne hört auf Interesse zu erregen, soweit es nicht dazu dient, die Grundlinien herauszuheben, die das Bild des Ganzen bestimmen. Der Verfasser schaut alles, wie von hoher Warte. Die Mächte, welche die Welt bewegen, die großen, hinter den Ereignissen liegenden, dem oberflächlichen Blicke verborgenen Kräfte werden dabei aufgedeckt. So ist es nur zum Teil zutreffend, wenn Weizsäcker¹⁾ urteilt: „Der Geist dieser Sittenlehre ist beschaulich und abschließend.“ Unser Wort „beschaulich“ mit seiner stillen, friedfertigen Stimmung giebt der Energie und Kraft, mit welcher diese Briefe den Riesenkampf der Mächte des Lichts und der Finsternis darstellen, keinen vollwertigen Ausdruck. Aber darin hat Weizsäcker recht, daß diese Briefe nicht „die Aufgabe der großen Sendung an die Welt vermitteln“, die Welt erobern konnten. Nur nicht aus dem von Weizsäcker angegebenen Grunde, sondern weil ihr Standpunkt der bereits errungene Sieg ist (I, 5, 4), weil sie prophetisch die Zukunft vorwegnehmen und von da aus einen Rückblick werfen auf den großen Kampf des Glaubens mit dem Unglauben. Darum enthalten diese Briefe nicht „eine Anschauung, welche das stille Leben einer abgesonderten Gemeinde befriedigen und fördern kann“, sondern sie sind der Abschluß und die Quintessenz der christlichen Gottes- und Weltanschauung, die Krone der christlichen Philosophie, ähnlich wie, um bei dem Bilde zu

¹⁾ a. a. O. S. 698. Daher auch die folgenden Citate.

bleiben, eine Weltgeschichte nach Kantes Ideal der Abschluß der Geschichtsdarstellung wäre.

Bei diesem Charakter der johanneischen Briefe muß naturgemäß die Frage nach der Wertschätzung des irdischen Besitzes, als eine verhältnismäßig peripherische, in dieser Anschauung zurücktreten. Von den das sittliche Handeln bestimmenden Kräften tritt bei solchem Überblick des Menschen Herz mit seinem Haß und seiner Liebe selbstverständlich mehr in den Vordergrund als das tote Gold. Doch fehlt nicht ganz die Bezugnahme auf den irdischen Besitz, und wir verdanken Johannes das schneidend scharfe, an Jakobus und das Gleichnis vom reichen Mann erinnernde Wort: „Wenn jemand dieser Welt Güter hat und sieht seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu: wie bleibt die Liebe Gottes in ihm? Kindlein, laffet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge; sondern in That und Wahrheit“ (I, 3, 17 f.). Auch legt der 3. Brief, B. 5—8, in warmen anerkennenden Worten die Pflicht der Gastlichkeit und Unterstützung der Boten des Evangeliums dem Empfänger ans Herz.

Bedenkliche Folgerungen kann eine Anschauungsweise, wie die johanneische nur dann haben, wenn sie sich jemand zu eigen macht, der nicht auf der religiösen und sittlichen Höhe eines Johannes steht, und aus dem Fehlen besonderer Hinweise für die Verwendung der Güter dieser Welt glaubt schließen zu können, daß die Stellungnahme zum irdischen Besitz für den Gläubigen überhaupt gleichgiltig oder unwesentlich sei. Daß solche Behandlung der Johanneischen Schriften vorgekommen ist, daß kalte Härtherzigkeit sich hie und da versteckt hat hinter angeblicher tief beschaulicher Frömmigkeit, wird niemand leugnen. Aber nimmermehr ist solche Gesinnung nach dem Sinn des Apostels, der den Sieg des Glaubens über die ganze Welt verkündet, und der eindringlich und scharf seinen Christen zuruft: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, bleibet in Ewigkeit.“



Schluss.

In den apostolischen Briefen finden wir, wo die Frage nach der Wertschätzung des irdischen Besitzes allgemein oder bei der Behandlung einzelner Fälle gestreift wird, nirgends mehr den Standpunkt des Herrn in seinem vollen Umfange, wie in seiner unmittelbaren Frische und Lebendigkeit vertreten. Jakobus hat nur ein Ohr gehabt für die schroffen Urteile, die Jesus zu Zeiten über Reiche und Reichtum geäußert hat, Johannes sind diese Verhandlungen über Geld und Gut und ihre Verwendung überhaupt nebensächlich und peripherisch vorgekommen im Vergleich zu den Worten des Herrn, welche die großen, herzbewegenden Gegensätze von Glaube und Unglauben, Licht und Finsternis, Leben und Tod zum Inhalt hatten. Zwischen beiden steht Paulus, der in seiner Beurteilung der irdischen Güter am treuesten im Geiste Christi fortwirkt und Fingerzeige des Herrn über die rechte Verwendung der Habe und des Vermögens sogar weiter verfolgt und ausbildet. So sind am Ende der apostolischen Zeit in der Stellung zum irdischen Besitze drei Richtungen vorhanden, deren jede in gewissem Sinne auf den Herrn zurückgeführt werden konnte. Die eine steht dem irdischen Besitze feindlich, die andere gleichgültig gegenüber, die dritte zeigt bei aller unleugbaren Geringschätzung materieller Güter doch bedeutungsvolle Anfänge zu einer neuen Beurteilung, die in dem irdischen Besitze ein von Gott gegebenes Mittel zur Förderung religiöser und sittlicher Zwecke erblickt. Die ganze Kirchengeschichte hindurch ringen von nun an diese drei Strömungen miteinander, und es wäre wohl eine Arbeit des Schweißes der Edlen wert, diesen Kampf durch die Jahrhunderte zu verfolgen. In den ersten Jahrhunderten ist Paulus auf diesem Gebiete ebenso wenig wie auf andern durchgedrungen; nicht mit Unrecht spricht man von dem Sozialismus der Kirchenväter. Im

Mittelalter hat Jakobus völlig den Sieg davongetragen, als die Armut zum Stande der Vollkommenheit wurde und der Reichtum nur dann unschädlich war, wenn er der alles umfassenden Mutter, der Kirche, gehörte. Luther hat auch auf unserm Gebiete dem Apostel Paulus, wenigstens grundsätzlich, wieder zu seinem Rechte verholfen, indem er in seiner schönsten Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ den Hauptsatz der paulinischen Ethik: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“ zu Ehren brachte. Doch kämpfen in der evangelischen wissenschaftlichen Theologie und kirchlichen Praxis, soweit sie nicht in falsch verstandener Johanneischer Art der Frage nach der rechten Beurteilung und Verwertung irdischer Güter gleichgültig gegenüber stehen, noch immer Paulus und Jakobus um die Oberhand. Wer wird siegen? Wir wünschen und hoffen, weder Paulus, noch Jakobus, noch Johannes, sondern der, in dem sie alle eins sind, und der sie alle vereinigt: Jesus Christus.







BS	113802
670	Rogge
R13	Indische besitz in neuen testament

UNIVERSITY OF CHICAGO



48 455 932